

SCHWÄBISCHE HEIMAT

6

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / DEZEMBER 1958



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Postverlagsort Stuttgart

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller

1958

9. Jahrgang

Sechstes Heft — November / Dezember

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER

für Volkskunde

WERNER FLEISCHHAUER

für Kunst und Kunstgeschichte

WALTER GRUBE

für Geschichte

RUDOLF LEMPP

für Architektur

OTTO LINCK

für Natur, Landschaft, Heimatschutz

ERNST MÜLLER

für Literatur und Philosophie

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 6.– geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 7.50. – Einzelheft DM 1.50. – Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur V-Stücke.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenstraße 15/1, von sonstigen Bezieher an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Anzeigendienst, Stuttgart, Urbanstraße 14 a; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Druck: W. Kohlhammer Stuttgart

Titelbild: Karl Rössing, Kreta

INHALT

Der Schloßbäck <i>Eine Silvestergeschichte von Inga-Ruth Schlauch</i>	203
Professor Karl Rössing <i>Von Hans Fegers</i>	205
Jockele sperr! <i>Von Otto Feucht</i>	213
Das Schuhmicheles-Kreuz <i>Von W. Hudelmaier</i>	219
Schutz der Laubholzmistel! <i>Von Wilhelm Kreh</i>	220
Reichserbtruchseß Wilhelm d. Ä. von Waldburg <i>Von Rudolf Raub</i>	223
Ein Mann in schwerer Zeit (Walther Reinhardt) <i>Von Wilhelm Kohlhaas</i>	229
Ein deutscher Tannenbaum <i>Von Karl Fuß</i>	231
Das Lied vom verlorenen Sohn <i>Von Gottbilf Hafner</i>	232
Landes Sache – eigene Sache! (9. Nov. 1918) <i>Von Wilhelm Kohlhaas</i>	233
Helft unsere Hecken schützen! <i>Von Christian Hindennach</i>	234
Der Volkskundekongreß in Nürnberg <i>Von Dieter Narr</i>	235
100 Jahre Denkmalpflege in Württemberg <i>Von Helmut Dölker</i>	237
Vorweihnacht <i>Gedicht von Paul Häcker</i>	237
Der 2. Band von Hans Reyhings Roman- Trilogie	238
Buchbesprechungen	240
Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes	243

Der Schloßbäck

Eine Silvestergeschichte von Inga-Ruth Schlauch

Vielleicht hast du ihn noch gekannt, den alten Michel Schoch, seiner Zunft nach Bäckermeister. Da Backstube und Laden unweit des Schlosses lag, war er allüberall unter dem Namen „Schloßbäck“ bekannt. Damals lief das Leben in dem kleinen hohenlohischen Residenzstädtchen in geruhsamen Bahnen, die Handwerker hatten es noch nicht so notwendig und fanden trotz ihrer fleißigen Arbeit hie und da eine Stunde, um im „Adler“ und im „Hirsch“ zwischen hinein ein Viertele zu trinken. Da sprach man davon, daß der Webers Fritz bald heiraten wird, daß seine Braut eine Stolze sei und viel Geld mitbringe, daß der Bachbauer kürzlich auf der Steige mit dem Fuhrwerk „umgschmisse“ hätt und daß der Schulz arg verschnupft sei, weil die Gemeinderät rundweg's Geld für ein neues Waghäusle abgelehnt haben. So trank man ein Viertele, manchmal auch zwei, ging wieder zur Arbeit zurück und sah in Haus und Handwerk nach dem Rechten.

Der Schloßbäck hat so ein Stündchen im Wirtshaus nicht verachtet. Ich seh ihn noch vor mir, wie er auf der Treppe lehnte vor seiner Bäckerei mit seinem weißen Schurz und wie er die Straße hinauf- und hinunterguckte, ob Kundschaft käme. Zeigte sich nichts, dann ging er halb gravitätisch, halb mit schlechtem Gewissen schräg über die Straße zum „Hirsch“ nüber, immer noch nach hinten witternd wie Försters Hasso, ob seine Frau sein heimliches Weggehen nicht bemerkte. Was er dick und behäbig war, war sie dünn und krittlig und was er Lachfältchen in den Augenwinkeln hatte, waren bei ihr Falten vom ewigen Nörgeln und Mißmut.

Selbigen Tags, ich kann mich noch gut erinnern, es war der Tag vor dem Altjahrabend, da schlich der Schloßbäck abends gegen Sechse geschwind in den „Hirsch“ hinüber. Recht heiß war es in der Backstube gewesen, die vielen Zöpf und Hefenkränz, die er schon zu Neujahr gebacken hatte, hatten ihm ordentlich Durst gemacht. Der Regen der letzten Tage hatte sich in einen kalten Sturm verwandelt,

der in Böen daherfegte und die Flocken nur so durcheinander wirbelte. Wie der Schloßbäck gerade die Tür zum Hirsch aufmachen wollte, traf er mit dem Schmied zusammen. Dem wiederum wars in seiner Schmiede zu kalt geworden und er wollte sich ein wenig in der Wirtsstube aufwärmen. Beide hatten also verschiedene Gründe, aber dasselbe Ziel. Lachend klopfen sie den Schnee aus ihren Kitteln, setzten sich auf die Bank und weil sie zwei lustige Vögel waren, bestellten sie einen dritten, nämlich den Niedernhaller Distelfink. Ihretwegen hätte der Hirsch zuschneien können, weder der Schloßbäck noch der Schmied wären darüber bö's geworden. Dem Bäck ist's bei jedem weiteren Viertel kühler und damit wohler geworden, der Schmied hat so eingeheizt, daß seine klammen Finger und kalten Füße wieder warm wurden. Wie oft der Hirschwirt die Gläser gefüllt hat, das hat man nie erfahren; es muß in der Morgenfrühe gewesen sein, als die beiden durch den Schnee ihren Häusern zustapften. Der Schmied hat es freilich besser gehabt, er konnte sich gleich ins Bett legen. Aber dem Schloßbäck fiel es trotz seines schweren Kopfs siedigheiß ein, daß es für ihn Zeit war, gleich in die Backstube zu gehen.

Die Heiterkeit der letzten Stunden verflog mehr und mehr, während er den Backofen angezündet hatte und in der Backmulde mit dem schwarzen Brotteig rang. Aber das „hätt ich und wär ich doch ein wenig baldler...“ war zu spät. Hatte er sich vorher am lieblichen „Distelfink“ reichlich gelabt, so mußte er jetzt in den sauren Apfel beißen. Er knetetete, schoß ein, tat das Brot heraus, knetetete wieder, bis sich langsam die Regale mit schwarzen und weißen Brotlaiben füllten und Körbe voll Brezeln und Wecken auf dem Tisch standen. Nach all der Arbeit wischte er sich den Schweiß von der Stirn, ächzte und stöhnte, wie wenn er drei Stunden Schnee geschaufelt hätte. Und jetzt kam der Durst erst recht wieder. Aber in der Backstube stand nichts als

Lauge für die Brezeln und in der Küche herumzusehen und zu rumoren wäre auch nicht der gegebene Augenblick gewesen, da die Kathrin hätte aufwachen können.

Jetzt noch ein paar Schneckenudeln und dann – zum Glück – winkte das Bett. Sein Schädel brummte, daß er es fast nimmer aushalten konnte. Da entdeckte er, oh Schreck, noch eine riesige Backschüssel voll Weißmehl mit einem wohlaufgegangenen Vorteig. „Dunnderwetter, auch noch die Neujahrsring!“ Und dabei fiel sein verschleierter Blick auf einen weißen Zettel, der neben der Schüssel lag, darauf hatte die Kathrine fein säuberlich geschrieben, wer alles und wieviel Neujahrsringe die braven Bürger des Städtleins bestellt hatten. Vom Amtmann Schäußele über den Hofapotheker Mayer und den Dekan Wagner bis zum Mesner Höll und zum Torgerber und wer weiß sonst noch standen alle auf der Liste aufgeführt.

Die Buchstaben tanzten vor seinen Augen, seine Knie wollten versagen, aber jetzt galt es entweder seine Ehre zu verlieren und der Spott des ganzen Städtchens zu sein oder aber sich nochmals zusammenzureißen und dieses schwere Werk am letzten Tag des Jahres anzugreifen und zum guten Ende hinauszuführen.

Mit einem tiefen Seufzer gab er die Zutaten hinein und begann zu werken und zu kneten, bis der Teig geschmeidig war. Wieder nahm er seine Schürze und wischte sich die Schweißperlen von der umwölkten Stirn. Plötzlich wurde ihm ganz schwarz vor den Augen, die Schläfen hämmerten und ihm war, wie wenn von seinem Kopf aus merkwürdig gewundene Linien gleich Korkenziehern aufstiegen, sich unaufhörlich drehten und im Nichts sich verloren. Was halbs! „Neujahrsring!“ sagte er halbblau wie zu seiner Ermunterung vor sich hin und begann einen nach dem andern zu formen und auf das Backblech zu legen. Endlich war er fertig.

In der Ecke stand ein Schemel, auf den setzte er sich und nickte ein, bis er sein Werk vollends in den Ofen schieben konnte. Als er den letzten Schub im Ofen hatte, ließ er polternd die Backofentür herunter und wankte mehr tot als lebendig die Stiege zur Schlafkammer hinauf.

Die Kathrine war zum Glück schon aufgestanden und fegte gerade den Schnee vor der Ladentüre weg. So hatte der Bäck zunächst keine Begegnung zu befürchten. Vorsichtshalber, damit ihn niemand stören könne, schob er den Riegel vor und dachte: „I hob de guete Oufang gmacht, mooch 's End reecht werde!“

Die Kathrine hatte keine schlechte Wut. Statt daß sie den Staub des alten Jahres im Haus ausfegen konnte, mußte sie hinter dem Ladentisch stehen, Brot und Weck verkaufen und mit den Kunden ein Schwätzle halten. Die Ladenschelle hörte nicht auf zu klingeln und wie sie gerade der Nachbarin Melisente für den Magen empfiehlt, eilt sie in die Backstube und kommt gerade noch recht, die Neujahrsringe zu retten. Herrlich duftet ihr das Gebäck zur Nase und ihr Ärger gegen den Ehegemahl verfliegt etwas, er ist halt doch ein rechter Bäck und kann was. Aber – sie traut ihren Augen nicht: Goldbraun kommen sie heraus, jedoch keine Ringel, sondern merkwürdige Gebilde, gewunden und gedreht wie Korkzieher. „Um alles!“ Ist alles, was sie herausbringt. „Die Schand!“ – Wieder bimmelts draußen. Adlerwirts Anna steht mit einem großen Korb im Laden und will die frischgebackenen Ringe mitnehmen. „Gleich“, sagt die Bäckerin, und während sie in die Backstube geht, dünkt ihr, wie wenn statt der mißratenen Neujahrsringe Fragezeichen dalägen. Inzwischen ist auch schon die Frau Notar hereingekommen, dem Metzger Hummel seine Lisa und noch einige Nachbarinnen und alle schnuppern nach der Backstube. Aber wer beschreibt ihr Erstaunen, als die Schloßbäckerin das merkwürdige Gebäck wie selbstverständlich in die Körbe legt, und ein Fragen schwirrt durcheinander. „Ja was, ja wie, ha ist der Bäck verunglückt? Aha, der Michel hat a Schnärwele ghabt!“ Alles lacht,ichert und spöttelt durcheinander. Die Kathrine aber antwortet ganz ruhig auf das Gespött und Gelächter, wie wenn ihr ein Geistesblitz durch den Kopf gegangen wär: „Der Bäck ist gscheiter als ihr glaubt. Ringlich hat er jetzt zwanzig Jahr lang backen, und diesmal sinds Fragezeichen! Frau Notar, ist's net so? Was 's Neujahr bringt, des is a Frooch! Ein Ring kann jeder backen, aber mein Michel hat weiterdenkt, der hat a Fragezeichen vors neue Jahr g'setzt!“ Die Anna sagte: „A Fragezeichen! I hab immer gsagt, der Schloßbäck ist a ganz Gscheiter!“

Wie der Wind eilte die Kunde durchs Städtchen, daß der Schloßbäck diesmal keine Neujahrsringe, sondern Neujahrsfragezeichen gebacken hätte. Alles wollte das neumodische Gebäck auf dem Neujahrsstisch haben, und die Kathrin konnte mit dem Ansturm der neugierigen Käufer kaum fertig werden.

Der Amtmann sagte, als er beim Kaffee am Neujahrmorgen die Fragezeichen verzehrte: „Liebe Emilie, der Schloßbäck ist nicht nur gescheit, ich möchte behaupten, er ist mehr denn dies, er ist ein Philosoph!“

Professor Karl Rössing

Leiter der Klasse für freie Graphik und Illustration an der Stuttgarter Akademie

Von Hans Fegers

Bald nach ihrer Wiedereröffnung im Jahre 1946 wurde Prof. Karl Rössing an die Stuttgarter Akademie berufen, und zwar zunächst als Leiter der Klasse für Holzschnitt und Holzstich; seit der Zuruhesetzung von Prof. Hans *Meid*, der noch bis 1951 der Radierklasse vorstand, vertritt Rössing hier das gesamte Gebiet der freien Graphik und Illustration. Mit ihm ist ein Künstler und Lehrer nach Stuttgart gekommen, der in seltener Weise künstlerische Klarheit und geistige Verantwortung mit einer unbeirrbareren Haltung in der pädagogischen Auffassung vereinigt. Rössing ist übrigens schon sehr jung Lehrer geworden: den knapp Fünfundzwanzigjährigen holte der damalige Direktor der Volkswangschule, der aus Stuttgart stammende Architekt Alfred Fischer, 1922 für zehn Jahre an seine Schule nach Essen. Im Jahre 1934 folgte Rössing einem Ruf an die Hochschule für Kunstziehung nach Berlin.

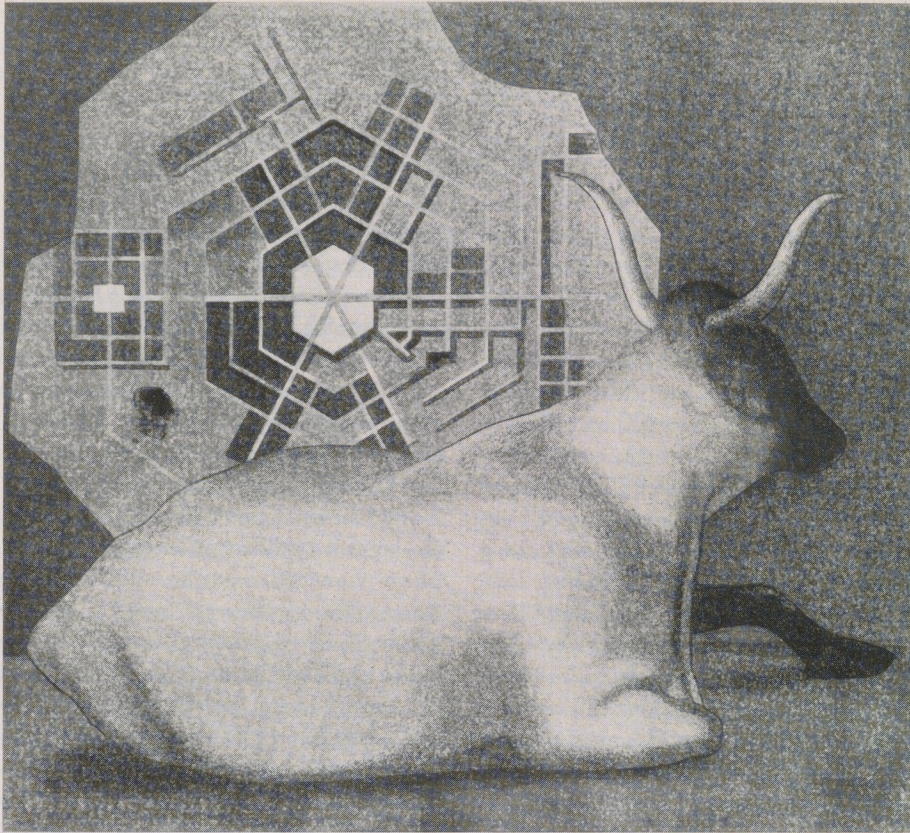
Karl Rössing ist seiner Herkunft nach Österreicher (geb. 1897 in Gmunden am Traunsee), doch er entstammt einer in Niedersachsen beheimateten Familie. Man mag die so eigenartige Verbindung von strenger, handwerklich disziplinierter Formgesinnung mit der reichen Bildphantasie, die seine Arbeiten charakterisiert, aus dieser „doppelten Herkunft“ erklären. Von 1913 bis 1917 studierte Rössing an der Münchener Kunstgewerbeschule, wo Prof. F. H. Ehmcke sein Lehrer war. Rückblickend möchte man diese Lehrerwahl geradezu als eine schicksalhafte Fügung betrachten, denn man kann sich nicht vorstellen, wo Rössings besondere Begabung eine förderlichere Hilfe und Pflege hätte erfahren können als gerade bei diesem feinsinnigen Schrift- und Buchkünstler, dessen gesamtes künstlerisches Werk (Ehmcke ist auch Architekt und Entwerfer von Möbeln, Stoffen u. a.) von einer zuchtvoll noblen Formauffassung geprägt ist, und dessen nachdenklich machende Schriften zur künstlerischen Situation eine von Sorge und Verantwortung bestimmte Haltung bezeugen.

Nach seinem Studium versuchte Rössing sich als junger Künstler in München durchzusetzen und zu behaupten; er konnte ausstellen, fand Möglichkeiten, seine graphischen Blätter zu veröffentlichen, und bekam auch bald Illustrationsaufträge. Man wurde auf ihn aufmerksam, und die frühe Berufung als Lehrer

an eine bekannte Kunstschule spricht für das Vertrauen, das man in den jungen Künstler setzte.

Über eine der ersten Ausstellungen Rössings in München schreibt der Dichter R. M. Rilke unter dem 3. Juni 1919 an seinen Verleger: „Zum Schluß noch der Hinweis auf einen Graphiker, der mir auf der neuen Ausstellung der hiesigen jüngeren ‚Secession‘ günstig aufgefallen ist; er heißt: Karl Rössing, und der Katalog nennt Gmunden als seinen Wohnsitz. Ein Rahmen mit zwölf Münchhausenbildern läßt ihn als eminent buchhaft arbeitend erkennen; außerdem ist ein vorzügliches kleines Ölbild von ihm da. Der Name wäre zu merken.“ In dieser Mitteilung scheint mir die Bemerkung „einentlich buchhaft arbeitend“ besonders aufschlußreich, denn sie macht offenbar, daß die Arbeit für das Buch Rössings künstlerisches Denken von Beginn an bestimmte, wenngleich er sich, wie Rilkes Hinweis auf „ein vorzügliches kleines Ölbild“ bezeugt, keineswegs ausschließlich auf diese künstlerische Aufgabe beschränkte. Rössing hat eine außerordentlich große Zahl von Büchern und in Zeitschriften veröffentlichten Dichtungen illustriert, so u. a. von Flavius Josephus, Goethe, Fritz Reuter, Gustav Schwab, Alverdes, Rosegger, E. T. A. Hoffmann, Gottfried Keller, Bürger, Günther Eich, sowie von Kusmin, Dostojewski, Gogol, Tolstoi und Turgenjew – um nur die wichtigsten zu nennen. Von den Zeitschriften, die seine Holzstiche veröffentlichten, seien hier nur einige erwähnt: *Simplizissimus*, *Jugend*, *Literarische Welt*, *Querschnitt*, *Cicerone*, *The Studio* und *Das Werk*. Neben den mehr oder minder den Text illustrierenden Arbeiten hat Rössing aber auch selbständige Bilderfolgen geschaffen, die als eigene Bücher oder auch in Zeitschriften erscheinen konnten. Ich nenne hier als die wichtigsten: „Mein Vorurteil gegen diese Zeit“ (1932), sowie das sehr bekannt gewordene Inselfüchlein „Bilderrätsel“ (1933); „Das literarische ABC“ (erschieden in der *Literarischen Welt* 1931–1932); „Passion unserer Tage“ (1946); „Der Fluß“ (1947); „Begegnungen“ (1950). Sein letztes großes buchgraphisches Werk sind die 1949–1950 entstandenen „Bilder zur Odyssee“, 180 Holzstiche, die die Bauersche Gießerei in einer schönen bibliophilen Ausgabe veröffentlicht hat.

Der Künstler bedient sich für seine Arbeiten bei-



Der Stadtplan von Galamataca

nahe ausschließlich des Holzstichs. Er hat zwar auch die anderen graphischen Techniken gehandhabt und kennt ihre Voraussetzungen, Möglichkeiten und Bedingungen, was für den Lehrer Rössing nicht unwichtig ist. Doch im Holzstich fand er schon sehr früh das seinen künstlerischen Formvorstellungen gemäße gestalterische Ausdrucksmittel. Rössing ist einer der ersten, wenn nicht überhaupt der erste Graphiker, der den Holzstich, bis dahin im wesentlichen als Reproduktionsmittel verwendet, zu einem künstlerischen Ausdrucksmittel erhob. Während der Holzschnitt bereits eine lange künstlerische Tradition aufweist, ist der Holzstich eine noch verhältnismäßig junge Technik, sie wurde gegen 1800 von dem Engländer Thomas Bewick erfunden. Bei diesem Verfahren werden wie beim Kupferstich mit Hilfe eines Stichels Linien und Punkte nur eben statt in eine Kupferplatte in eine Hirnholzplatte gestochen (also in quer zur Faser geschnittene Holzplatten, die härter sind als das längsgeschnittene Langholz, das man für den Holzschnitt verwendet). Im Unterschied zum Kupferstich jedoch, der als Tiefdruck gedruckt wird,

bei dem die eingegrabenen Vertiefungen der Kupferplatte mit Farbe gefüllt werden, die dann auf dem Papier schwarz erscheinen, bleiben die Vertiefungen beim Holzstich weiß; hier drucken die stehengebliebenen und mit Farbe eingeriebenen Stege. Wir haben es also mit einem Hochdruckverfahren zu tun. Der Holzstich stellt somit eine Art Verbindung von Kupferstich und Holzschnitt dar, denn auch beim Holzschnitt drucken die stehengebliebenen Grate und Flächen. In manchem Betracht ist der Holzstich dem Verfahren verwandt, mit dem Schrotblätter und Metallschnitte hergestellt wurden, eine künstlerische Technik, die im 15. und 16. Jahrhundert allerdings nur vorübergehend in Übung war, die aber neben dem Linienholzschnitt und dem beginnenden Kupferstich die Graphik wegen der vielfältigeren Stufungen innerhalb der Druckfläche um eine interessante Möglichkeit bereicherte.

Für die Herstellung von Reproduktionen nach Werken der Malerei und Plastik, wie überhaupt aller bildlichen Darstellungen, bedeutete natürlich vor dem Aufkommen der photomechanischen Reproduk-



Geschmückte Wand

tionsverfahren die Erfindung des Holzstichs eine wesentliche Verbilligung gegenüber dem Kupferstich, der bis dahin üblichen Reproduktionstechnik, weil das Material billiger und das Verfahren weniger mühsam und deshalb auch weniger kostspielig ist. Der Linienholzschnitt kam für die Reproduktion weniger in Betracht, denn er vermag nicht die feinen Farbstufungen und zarten Übergänge einer „malerischen“ Malerei wiederzugeben (seine weitgehende Verdrängung auch als künstlerisches Gestaltungsmittel durch Kupferstich und Radierung im 17. und 18. Jahrhundert hängt zweifellos auch mit der Wandlung zu einer mehr malerischen Kunstauffassung zusammen). Die Erfindung Bewicks nun brachte der Xylographie eine Ausweitung ihrer Möglichkeiten; sie konnte deshalb dem Kupferstich nicht nur Konkurrenz machen, sondern ihn sogar bald als Reproduktionsverfahren ausschalten. Denn anders als der Linienholzschnitt erlaubt der Stich auch die Umsetzung zartester Übergänge bei den Farben und selbst des vibrierenden Lichtspiels im Raum in druckgraphisch verwendbare Formen. Wessen die auf dem Holzstich basierende Xylographie fähig wurde, beweist die Wiedergabe von Menzels Illustrationen zu Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen, deren

beste Blätter den Charakter von ganz spontan geschriebenen Zeichnungen behalten. Doch solche Leistungen waren nur den wirklichen Künstlern unter den Stechern möglich. Die meisten xylographischen Reproduktionen des 19. Jahrhunderts, die für Bücher und Zeitschriften angefertigt wurden, brillieren entweder mit virtuoser Technik, oder verflachen in trockener Manier. Bei den rein gewerbmäßig hergestellten Kupferstichen war übrigens vorher eine ähnliche Entwicklung zu verfolgen.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sollte die Druckgraphik für die Kunst erneut Bedeutung gewinnen. Es ist hier nicht der Ort, ausführlicher darauf einzugehen oder gar die Entwicklung der graphischen Künste seit dieser Zeit nachzuzeichnen. Ich möchte allerdings unterstreichen, daß auch diese Entwicklung nur im engsten Zusammenhang mit der gleichzeitigen Malerei richtig zu würdigen ist. So erfährt die Radierung mit der impressionistischen Malerei eine Neubelebung, doch auch die Expressionisten betrachten sie als ein geeignetes Mittel für die Niederschrift ihrer Bildvorstellungen. Ich darf weiterhin auf das Interesse für den Steindruck hinweisen, der seit Toulouse-Lautrec vor allem auch als Farblithographie eine außerordentliche Bereicherung der

künstlerischen Aussageweisen gewährt. Man wird unschwer auch hier den Zusammenhang mit den durchhellten Farben der impressionistischen Malerei feststellen, wird aber auch die Möglichkeiten erkennen, die die Farblithographie für jene künstlerische Auffassung bereitstellte, die mit ihrem Streben nach vereinfachten Formen in einer betont flächig gehaltenen Bildordnung den differenzierenden Impressionismus überwand und der Farbe ihre unmittelbar wirkende Aussagefähigkeit zurückgab. Aus derselben künstlerischen Grundhaltung heraus griffen die Künstler auch wiederum zum Holzschnitt, ja für die deutschen Expressionisten sollte der Holzschnitt sogar zu einem bevorzugt verwendeten gestalterischen Mittel werden. Im Unterschied zu Radierung und Lithographie, die eigentlich immer in den Händen der Künstler verblieben, d. h. nicht zu Reproduktionsmitteln geworden waren, erfuhr der Holzschnitt hinsichtlich seiner künstlerischen Möglichkeiten fast so etwas wie eine Neuentdeckung. Er kam jedoch nicht wieder als Linienholzschnitt in Übung (wenngleich auch dieser eine begrenzte Neubelebung erfuhr); die Künstler entwickelten vielmehr den Flächenholzschnitt, bei dem sie nicht mehr Linien und zu Flächen werdende dichte Linienfolgen aus dem Brett herauschnitten, sondern kleinere oder größere zusammenhängende Flächen von unregelmäßiger, ja willkürlicher Art und Ausdehnung. Dieses Verfahren ermöglichte eine auf Kontraste zielende Flächenwirkung, wie sie bekanntlich auch die gleichzeitige Malerei suchte, die ja in ihrem Streben nach starken Farbwirkungen auch den Farbholzschnitt anregte.

Wir sagten vorhin, daß Rössing sich für seine Arbeiten beinahe ausschließlich des Holzstichs bedient, und das, obwohl ihm alle die anderen graphischen Techniken keineswegs fremd sind. Die so klare Entscheidung für eine bestimmte Technik kann aber nicht zufällig oder beiläufig sein, sie muß ihren Grund im Künstlerischen haben. Rössing selbst gibt uns darüber Auskunft, wenn er berichtet (in der Zeitschrift „Graphis“, 1950, Nr. 30), daß er, lange bevor er Bewicks Werk kennen lernte, noch im Schüleratelier Ehmckes ganz zufällig an den Holzstich geriet: „Die Auflösung der schwarzen Grundfläche in graue Töne entsprach ganz meinen Absichten. Mich reizte die Auseinandersetzung von Schwarz und Weiß nicht im krassen Gegensatz von harten Flächen, sondern im vermittelnden Grau und der plastischen Abwandlung. Von Jugend auf den aus dem Dunkel ins Licht tretenden Erscheinungen zugetan, war diese Technik ganz nach meinem Sinn, wenn ich mir dessen auch kaum bewußt war.“ Für die Verwirklichung seiner

künstlerischen Vorstellungen sind ihm also die vielen Stufen der zwischen Schwarz und Weiß vermittelnden Grautöne wichtiger als der kontrastierende Gegensatz von Schwarz und Weiß in „harten Flächen“, wie ihn der Holzschnitt für die Realisierung ganz anders gerichteter künstlerischer Absichten bietet. Rössing sucht die Vielfalt und den ganzen Reichtum der Töne, um Räumliches vorstellbar und plastische Formen sichtbar zu machen, jedoch ohne daß seine Blätter dadurch zu illusionistisch beschreibender „Malerei“ würden. Nie wird in ihnen das Räumliche begehbar und das Körperliche greifbar, alles bleibt Fläche, bleibt eingebunden in die flächige Ordnung, an der alle Formen teilhaben, und an keiner Stelle wird darüber hinweggetäuscht, daß auch die vielfach gebrochenen und silbrig schimmernden Zwischentöne Druckerschwärze auf hellem Papier sind. Der Künstler hat selbst einmal von der Erkenntnis gesprochen, „daß die Auseinandersetzung von Hell und Dunkel im geistigen und formalen Sinne“ für ihn „nicht aus der flüchtigen Handzeichnung, sondern aus der Sprödigkeit und aus der Tiefe der Druckerschwärze kommen müsse“.

Die Arbeit an dem harten Holz (meist Buchsbaum) zwingt zu handwerklicher Disziplin, aber auch zu klarem Formdenken, das nichts dem „Zufall“, d. h. einer sich bei der Arbeit erst einstellenden Wirkung überlassen kann. Beides ist für Rössings Kunst bestimmend geworden, gleich ob es sich um eine kleine Vignette, eine Buchillustration oder um ein großes, wandfähiges Blatt handelt. Seine Stichtechnik ermöglicht es ihm, das in genauer Beobachtung Erfasste unverwechselbar zu kennzeichnen, es aber auch in eine Form von fast schon begrifflich zu nennender Klarheit zu verwandeln. Gleich, was er gegenständlich darstellt, Rössing vereinfacht es zu großer, flächengebundener Form, in der das Einmalige des Individuellen aufgehoben ist und das Dargestellte etwas vom Charakter des Zeichenhaften erhält. Es liegt in seiner besonderen Art der Abstraktion begründet, daß alle von ihm „mitgeteilten“ Begebenheiten und Geschehnisse uns nicht vordergründig als aktuelle Handlungen beschäftigen, daß in der Landschaft und im Stilleben dargestellte Naturdinge und Gegenstände uns nicht ihres materiellen Daseins und stofflichen Reizes wegen interessieren, sondern daß sie uns eher anmuten wie Gleichnisse, Aussagen also, die durch das Bild auf etwas Allgemeines in ihnen deuten.

Damit hängt es wohl auch zusammen, daß Rössings Buchillustrationen mehr sind als nur den Text begleitende bildliche Beschreibungen. Mit seinen besonde-



Das Mühlrad des Hl. Florian

ren gestalterischen Mitteln gelingt es ihm, den poetischen Gehalt und epischen Charakter der bilderreichen Erzählung Homers zum Ausdruck zu bringen. Die „Begegnung des Odysseus mit Nausikaa“ schildert diese Begebenheit zwar, kennzeichnet auch die Situation mit aller für das Verständnis erforderlichen Deutlichkeit; aber es ist die zwingende Einbindung aller Formen in die Fläche, die Gestalten und Landschaft sich aus dem Hier und Jetzt, aus der Zeitlosigkeit des einmaligen Vorgangs und der bestimmten Umgebung herausheben und zu einer Darstellung von allgemeiner Gültigkeit werden läßt: zur Begegnung von Mann und Frau. Die Landschaft mit den Flößern aus der Folge „Der Fluß“ beschreibt nicht eine bestimmte Landschaft, die von einem feststellbaren Punkt aus gesehen ist. Zwar sind die Formen dieser Landschaft mit aller wünschenswerten Deutlichkeit herausgearbeitet, ist die Lage der Häuser am Ufer und die Tätigkeit der Flößer genau beschrieben – und doch ist es kein Raum, in den man hineingehen, sind es keine Bäume, die man um-

fassen kann, alles ist zum „Bild“ geworden, zu einer zeichenhaften Form in der Fläche, die uns eindringlicher, als jede beschreibende Wiedergabe der Naturtatsachen es je vermöchte, den großen Atem solcher Landschaft zu deuten und ihren auf das Leben des Menschen bezogenen, gleichnishaften Sinn zu offenbaren vermag. Hier ist im Zusammenhang mit den übrigen Blättern der Folge das Thema „Fluß“ wirklich zu einem Epos geworden.

Seit einigen Jahren hat Rössing das kleine Format aufgegeben und sich dem großen Bildblatt zugewandt. Es kennzeichnet den Ernst seiner gestalterischen Unternehmungen, daß er den buchmäßigen Holzstich nun nicht einfach zum wandfähigen Bilddruck vergrößert. Ein Bild hat andere Gesetze als ein Blatt in der Mappe oder eine Illustration im Buch. Rössing mußte also andere, dem größeren Format angepasste und künstlerisch gemäße bildnerische Mittel entwickeln, wollte er mit graphischen Mitteln bildmäßige Wirkungen erzielen. Daß und warum er dabei nicht zum großflächigen Holzschnitt griff, ist



Aus der Holzstichfolge „Der Fluß“

aus dem bisher über seine künstlerische Formvorstellung Gesagten wohl zu verstehen. Er fand die seinen neuen Bildabsichten gerecht werdenden graphischen Mittel, indem er die bisher geübte Technik des Holzstichs mit den Möglichkeiten des Clair-obscurschnitts vereinigte, einem schon im 16. Jahrhundert geübten Verfahren, bei dem neben der Strichplatte, in die die eigentliche Zeichnung eingeschnitten ist, eine oder mehrere Tonplatten verwendet werden. Das größere Format erforderte aber nicht nur eine Erweiterung der Technik, es mußte auch ein neues Material gefunden werden, das sich in dem übrigens auch leichter zu bearbeitenden Linoleum von selbst anbot.

Das Blatt „Kreta“ (1953) ist von drei Platten gedruckt, einer schwarzgrauen und zwei verschiedenen hellgrauen Platten. Aber im Unterschied zum alten Tondruck, bei dem die eigentliche Zeichnung mit der Schwarz- und evtl. noch Weißplatte gegeben ist, der ein oder mehrere Töne untergedruckt werden, verwendet Rössing auch hier keine Linien, sein Bild entsteht erst im Zusammendrucken aller Tonplatten. Wie früher bei dem kleinen Format dient ihm auch jetzt die Stichtchnik dazu, in feinen Übergängen das körperliche Wesen der Gestalten und Gegenstände sowie ihre räumliche Stellung und Zuordnung vorstellbar zu machen. Die gegenüber dem einfachen

Holzstich noch erweiterten Möglichkeiten in der Differenzierung und Stufung der Töne verführt ihn jedoch auch jetzt nicht, eine illusionistische Wirkung anzustreben. Alles Dargestellte, die hellen wie die dunklen Formen, bleibt absolute Flächenform, was vor allem auch der über die gegenständliche Bezeichnung hinausweisenden sinnbildlichen Deutung förderlich ist. Wenn wir auf dem Blatt, das uns durch ein Fenster aus einem Innenraum heraus einen Blick in eine Landschaft zeigt, auch das Fenster mit dem Ölkrug und den an den Rahmen gehängten Zwiebelkranz sowie das Palmblatt davor deutlich ausmachen und das Fragment eines antiken Reliefs mit der Gestalt einer Frau klar als solches erkennen, und wenn wir auch ablesen können, daß Relief und Palmblatt sich *in* dem Raum befinden, Ölkrug und Zwiebelkranz *im* Fenster, und daß auch der Blick aus dem *Innenraum* heraus in die Landschaft überzeugend ins *Freie* führt, so bleibt doch auch hier die bildnerische Tatsache zwingend, daß der Flächencharakter der Darstellung das „Natürliche“ überformt, daß bei aller Naturnähe der Wiedergabe nicht die Anlaß gebende Situation gemeint ist, sondern der Sinn, der den dargestellten Gegenständen eignet. Der französische Maler Georges Braques hat einmal gesagt: „Eine Zitrone neben einer Orange hört auf,

Zitrone, und die Orange, Orange zu sein, um Früchte zu werden.“ In diesem Sinne hören auch Ölkrug, Zwiebelkranz und Palmblatt in Rössings Stich auf, das zu sein, was sie einzeln sind: sie werden durch die verwandelnde Kraft der künstlerischen Form zum Inbegriff von Reife, von Frucht und Ernte, werden zum Sinnbild für die lebendige und Leben spendende Natur, und in der voll erblühten Frauengestalt auf dem antiken Relieffragment, deren Brüste der Frucht gleichen, die sie in der erhobenen Hand trägt, findet die Beziehung zum Menschen unmittelbar Ausdruck. Wenn Rössing hier statt des lebenden Menschen sein plastisches Bild in die Darstellung nimmt, so ist der darin eingeschlossene Sinn uns schwer zu erkennen: Natur und Kunst gehören zusammen, gehören zum Menschen. Und nicht zufällig ist es hier ein Werk der antiken Kunst, die auch als Fragment noch und über alle Zeiten hinweg zum deutenden Ausdruck des Lebens wird.

Die lebenspendende Kraft der Natur und die in allen Wandlungen dauernde Macht der Kunst: das ist ein Thema, das Rössing immer wieder beschäftigt und dem er in immer neuen Deutungen Gestalt gibt. So auch in dem „Stadtplan von Galamataca“ (1956). Hier beherrscht der gewaltige Körper einer liegenden Kuh das Blatt, sie füllt beinahe die ganze untere Hälfte aus. Die mächtigen Formen des Tieres wirken geradezu wie ein Urbild von Stärke und Fruchtbarkeit, und die schön geschwungenen Hörner auf dem stolz erhobenen Haupt unterstreichen noch die diesem Tier eigene urtümliche Kraft. Es ist wahrhaft eine „Weltenkuh“. Der Stadtplan nun, der den oberen Teil des Blattes einnimmt, steht mit seinen gerade gezogenen Linien und geometrischen Formen in einem deutlich fühlbaren Gegensatz zu der animalischen Natur. Gewiß, es ist kein moderner und auch nicht der Plan einer bestimmten alten Stadt. Er ist erfunden und erscheint hier als sinnenfälliger Ausdruck für den ordnenden Geist des Menschen und seine künstlerisch planende Fähigkeit. Neben der lebenden Kraft der Natur verkörpert er die im Bauen sich bezeugende schöpferische Kraft des Menschen. Wenn der Mensch in diesem Blatt auch nicht auftritt, so ist er also doch gegenwärtig. Rössing hat hier außer den Grauplatten auch noch einen matt-rötlichen und einen zart-grünlichen Ton verwendet und dem weißen Papierton einen gelblichen Schimmer gegeben. Doch kann man keineswegs von Farbe wie bei einem Farbholzschnitt sprechen; es ist nur ein zarter farbiger Hauch, der über dem Ganzen liegt, der aber das Blatt in einer eigentümlichen Weise belebt, ohne es in einem realistischen Sinne

zu akzentuieren. An diesem Blatt läßt sich übrigens besonders schön ablesen, wie die gedruckten Farb- und Tonflächen „gemacht“ sind, die aus dicht stehenden Punkten und unendlich vielen kleinen und kleinsten Linien und porös gedruckten Flächen bestehen. Nirgendwo erscheint ein pastoser Fleck. Die Kuh, der Stadtplan, der Hintergrund – alles besteht aus demselben fein gesponnenen Farb- und Tongewebe, das die dargestellten Figuren und Dinge wiedergibt, ihr körperliches und räumliches Wesen vorstellbar macht, das aber dennoch Fläche bleibt, gedruckte Form, die die zeichenhafte Bedeutung des Dargestellten eindringlich bewußt werden läßt.

„Geschmückte Wand“ (1958) ist ein graphisch besonders reizvolles Blatt, dem man auch die Freude am graphischen Spiel deutlich anmerkt. Eine in einem vielfältig variierten grau-braunen Grundton gehaltene Wand bedeckt bis auf eine schmale, dunkle Öffnung unter einem Bogen auf der linken Seite die ganze Bildfläche. An einzelnen Stellen nur tritt die Quaderschichtung der Mauer deutlicher hervor, im übrigen aber wird die Wand zum Träger für eine Vielzahl von seltsam geformten Ornamenten und Friesen mit merkwürdigen Zeichen, zwischen denen einzelne Bildreliefs erscheinen, die an den Ecken und Kanten schon brüchig geworden sind. Ein Epitaph mit langen Kolonnen einer rätselhaft wirkenden Schrift und einer Halbfigur in einem Segmentbogen darüber tritt etwas stärker hervor, und ebenso oberhalb des Ornamentfrieses die beiden helleren Reliefs mit Tierfiguren, in denen man Adler und Pelikan zu erkennen glaubt. Betrachtet man dieses Blatt länger, dann bekommen alle diese seltsamen Formen und merkwürdigen Zeichen ein unheimliches Leben, beginnen zu erzählen und lassen etwas von den fern und vergangenen Zeiten ahnen, denen sie entstammen. Kunstwerke und Kunstformen einer vergangenen Zeit also sind Thema dieses Blattes – aber nicht im Sinne archäologischer Beschreibung; es stellt sich auch nicht Wehmut und Klage ein um eine vergangene, vielleicht bessere und schönere Welt. Das reiche Spiel der Formen bringt uns die Gestalten und Ornamente auf eine fast magisch wirkende Weise nahe. Sie haben die Zeit überdauert, haben auch als Fragmente nichts von der wirkenden Kraft verloren, die dem Kunstwerk eigentümlich ist. Vor der geschmückten Wand nun steht, die ganze Höhe des Blattes einnehmend, ein Gerüst, wie es Bildhauer als Halt für ihre Tonfiguren aufzubauen pflegen. Seine scharf geschnittenen, tiefschwarz gedruckten Formen haben etwas Bizarres, sie stehen in einem spannungsvollen Gegensatz zu der malerisch tonreich gehaltenen

nen Wand, ja eigentlich scheinen sie sich, ein seltsames Tier, an ihr vorbeizubewegen. Diese ganz unkörperlich silhouettenhaften Formen verleihen dem Blatt einen fast surrealistischen Aspekt.

„Der Engel mit dem Mühlstein“ (1954), ein ebenfalls von mehreren Platten gedrucktes Blatt, ist in Inhalt und Form gleichermaßen eindringlich und faszinierend zugleich. Es ist gewiß ein merkwürdiger Bildeinfall, einen Engel mit einem Mühlstein zu verketten; man mag vielleicht an den hl. Florian denken, zu dessen Attributen in Erinnerung an seinen Märtyrertod der Mühlstein gehört. Ich glaube aber, auf unserem Blatt ist noch etwas anderes gemeint, nämlich die Bindung des Flügelwesens, d. h. des emporstrebenden, frei sich erhebenden und aufschwingenden Geistes an den schweren Stein, der unbewegt bleibt und hinabzieht, der den Geist an die Erde, also an die Materie bindet. Der dunkle Schatten, den die Gestalt des Engels mit seinen gewaltigen Flügeln geradezu ins Raumlose wirft – übrigens auch kompositorisch ein ausgezeichnete Einfall – läßt ihn noch größer erscheinen, läßt damit aber auch die tragische Bindung des Geistes an das Lastende, Schwere, Unbewegte noch eindringlicher bewußt werden. Engel und Stein schimmern wie altes, stumpf gewordenes Gold, das vor dem graublauen Grund ganz eigenartig, geradezu geheimnishaft leuchtet und jede Vorstellung von real gemeinten Gestalten und Dingen ausschließt.

Beim Lesen dieser Bildbeschreibungen und der vom Inhalt ausgehenden Deutung der Darstellungen könnte man vielleicht versucht sein, anzunehmen, es handle sich bei Rössings Arbeiten um eine sehr stark

„literarisch“ bestimmte Kunst. Das Wort „literarisch“ hat aber im Bereich der bildenden Künste einen abwertenden Klang, man pflegt es zur Charakterisierung von bildlichen Darstellungen zu verwenden, in denen es letztlich nur um die Bilderzählung geht. Zweifellos ist Rössing der Bildinhalt nicht unwichtig, er ist ihm mehr als nur Anlaß für sein ernstes Spiel mit künstlerischen Formen und graphischen Mitteln. Aber er „berichtet“ seine Inhalte nicht um ihrer selbst willen, d. h. es geht ihm nicht um Schilderung und Wiedergabe von Tatsachen und Begebenheiten, sondern um den gleichnishafte Sinn, den sie allerdings erst durch die künstlerische Gestalt bekommen. In dieser Tatsache gründet zutiefst auch der zeichnerische Charakter von Rössings Bildformen, die bei aller Naturnähe der Darstellung doch abgehoben sind von der Natur. Sie sind dank dem gestalterischen Vermögen zu etwas Eigenem, eben Künstlerischem geworden, das sich uns deshalb auch nicht in der Reflexion über den inhaltlichen Sinn der Darstellung erschließt, sondern nur in der Anschauung.

Wo die Form keinen Inhalt hat, wird sie zur Formel oder zur reinen Dekoration, wo dem Inhalt nicht eine gemäße Form zuteil wird, bleibt er Bericht oder „Literatur“. Ziel der Kunst wird immer, wie Rössing einmal bei einer Ausstellungseröffnung sagte, die große Form sein: „Diese große Form darf aber nicht in eine dekorative Formel ausarten, es muß das Geistige und Menschliche, das Sittliche und Künstlerische zugrunde liegen, sonst wird Kunst zur Dekoration“. Und in demselben Sinne hat er auch einmal den Sinn der Graphik bezeichnet als „die Auseinandersetzung zwischen Hell und Dunkel im Geistigen und im Formalen“.



Odysseus und Nausikaa



1. Die Stämme liegen auf dem Polterplatz neben der Wasserstube

Jockele sperr!

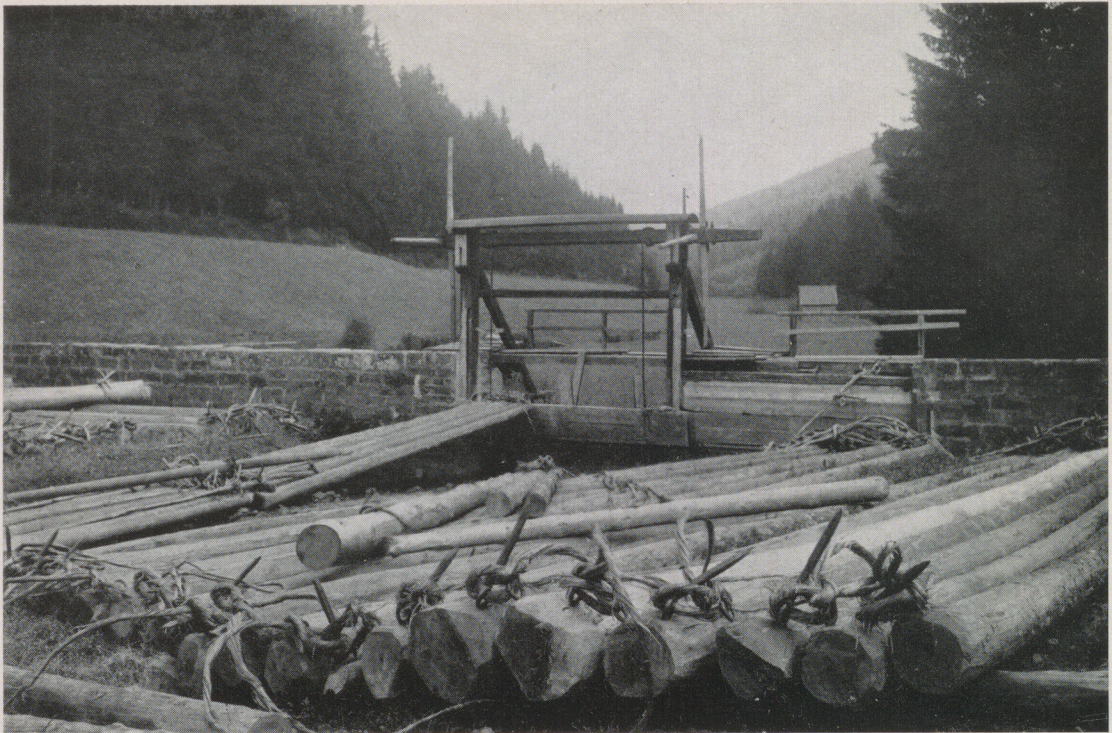
Von Otto Feucht

Es war in Tübingen im Frühsommer 1899. Vom Schönbuch zurück, kam ich die Pfrondorfer Steige abwärts gegen Lustnau. Da horchte ich auf: ein fernes Dröhnen, ein Brausen, stärker und stärker, auf- und ab-schwellend, immer lauter, drang von Tübingen her. Was mochte das bedeuten? So sehr ich mich beeilte, der rätselhafte Lärm verklang, und als ich die Häuser erreichte, war alles ruhig. Die Aufklärung fand sich schnell: ein Floß war den Neckar herab gekommen und das Getöse war der altbekannte Ruf „Jockele sperr!“, bei dem die letzte Silbe nach Möglichkeit auf- und abklingend hinausgezogen wurde, solange das Floß sichtbar war. Nicht umsonst fanden sich auf allen Studentenbuden, die gegen den Fluß zu lagen, lange Sprachrohre, Megaphone, die geradezu zum Inventar gehörten, als wesentlicher Bestandteil der Einrichtung.

Nun, für diesmal war ich zu spät gekommen. Aber beim nächsten Floß mußte ich unbedingt dabei sein! Doch dieser Wunsch wurde nicht erfüllt, es ist mir

nicht geglückt, denn die Flöße kamen nicht mehr so häufig, es kam die Unterbrechung nach Semester-schluß und schon am 26. Oktober 1899 kam das letzte Floß vom Schwarzwald her durch Tübingen, die Langholzflößerei auf dem oberen Neckar war zu Ende! Nur auf Enz und Nagold blieb sie noch länger im Gang. Dort hatte ich schon als Kind des öfteren Flöße erlebt, und dort kam ich später, im Juli 1918, in kurzem Kriegsurlaub, gerade recht, um das letzte Floß auf der Kleinenz (oder war es das vorletzte?) auf den Einbindplatz im Bilde einzufinden. Bald darauf, 1920, wurde die Flößerei auch dort eingestellt, nachdem ein Hochwasser die Einrichtungen zerstört hatte.

Sehen wir uns die Bilder an: Auf dem Polterplatz bei der Einbindstube liegen die Stämme, herbeigeschleift von Pferden oder Ochsen, und jetzt bereit zum Einbinden (Abb. 1). Abb. 2 zeigt die nächste bachabwärts gelegene Stube, die Schwallung ist offen, das Einbinden schon vorgeschritten, der Polterplatz



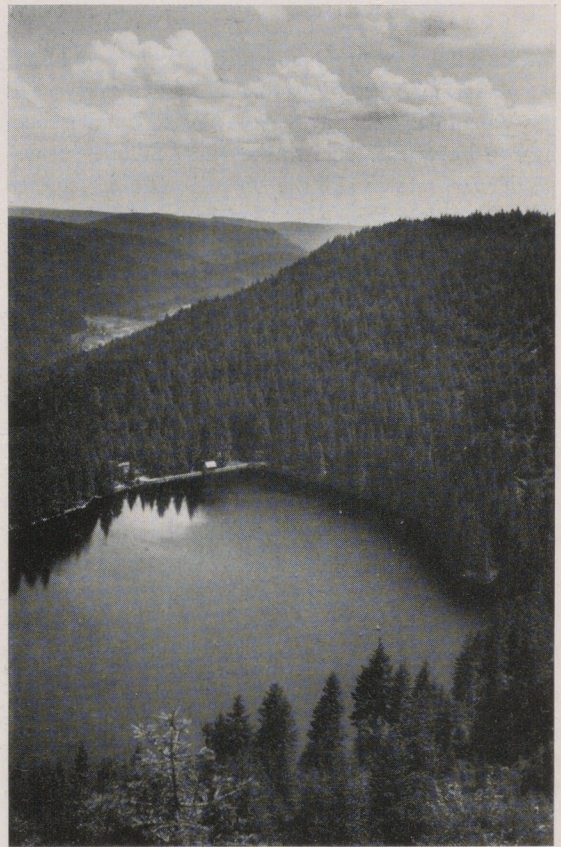
2. Die Stämme werden zu Gestören eingebunden (Kleinenztal 1918)



3. Dieselbe Einbindstube bachaufwärts, am vorderen Bildrand des „Vorspitz“
Aufnahmen 1-3 Landesbildstelle Württemberg

(links) ist fast leer. Jeweils 8 bis 12 gleichlange Stämme sind zu Gestören zusammengebunden, die schwersten innen, die oberen Enden, der „Ablass“ nach hinten. Das vorderste Gestör mit der Steuerung, die vorne noch zu sehen ist (der „Vorspitz“), ist etwas schmaler und läuft spitz zu, wie dies Abb. 3 deutlich macht, das den nämlichen Platz von der unteren Seite aus zeigt. Wenn die Stube sich füllt, können die Gestöre, die seitlich lagern, angereicht werden, je 15 bis 25 Gestöre mit zusammen 300 bis 350 Meter Länge und 200 bis 300 Festmeter waren die Regel für solch ein Langholzfloß, in dessen hinterstem Gestör der wichtigste der 2–3 Sperrbalken eingelassen war. Die Bilder lassen deutlich die Art der Bindung erkennen durch „Wieden“. Zu Wieden wurden meist Fichtenstängchen verwendet, die, frisch geschlagen, von Hand über dem offenen Feuer gewunden, gedreht wurden. Als Besonderheit schildert Jägerschmid eine Wiedendreherei bei Huzenbach im Murgtal, die von 3–4 Mann bedient wurde und täglich gegen 100 Stück liefern konnte. War das Floß fertig, so wurde das Wasser gestaut, die „Fallen“ wurden „gespannt“ in den einzelnen hintereinandergereihten „Stuben“. Wie es abgelassen wurde zur Fahrt, das entnehmen wir sehr anschaulich dem Bericht der Hohenheimer Forstkandidaten über ihre Schwarzwaldreise 1832. Sie schildern zunächst einen Floßabgang im Lauterbachtal bei Freudenstadt: „Der Floß bestand aus 22 Gestören und seine Länge betrug 950 Fuß, seinen Werth schätzt man auf 1600 Gulden. Es ist beinahe unglaublich, wie solche Massen auf einem so unansehnlichen Bächlein, das man ganz bequem mit dem Fuß überschreiten kann, fortgetragen werden können. Zu diesem Zweck sind eine halbe Stunde aufwärts 3–4 Schleusen angebracht, die, sobald sich genügend Wasser in ihnen gesammelt hat, geöffnet werden, worauf dann das Wasser mit großer Geschwindigkeit herabströmt, sich immer mehr ausdehnt und den Floß nach und nach in die Höhe hebt. Wenn nun, wie es die Flößer nennen, genug Vorwasser vorhanden ist, so daß der Floß, der schneller als das Wasser geht, das vorangeschickte Wasser nicht mehr einholen kann, so wird er losgelassen. Mit ungeheurer Schnelligkeit eilt er jetzt, von 5–6 Flößern geleitet, über Wehre und Felsen den Bach hinab bis in den Neckar und von diesem in den Rhein“ . . . Aber noch ein zweites Floßerlebnis der genannten ist es wert, hier mitgeteilt zu werden, das war im Wolfstal am Seebach: „Er war nicht nur weit länger, sondern führte auch stärkeres Holz . . ., er enthielt 600 Stämme. Der Seebach entspringt ungefähr eine

Stunde westlich im tiefen Gebirge aus dem sogenannten wilden See (der heutige Glaswaldsee, Abb. 4), dessen Wasser losgelassen wird, wenn ein Floß zum Abgang bereit ist. Der Fall des Seebachtales bis in die Wolf ist außerordentlich stark und da das Thal ungemein viele kleine Krümmungen hat und das Wasser über eine Menge von mächtigen Granitblöcken . . . dahin rollt, so grenzt es wirklich an das unglaubliche, wie ein so bedeutender Holzstoß glücklich bis in das breitere Flußbett geleitet werden kann. Die Flößer mißkennen das Schwierige nicht, der Zuschauer wird tief ergriffen, wenn er sieht, wie sich die kräftigen Männer am Ufer von den Ihrigen verabschieden und, wenn die aus dem geöffneten wilden See immer stärker heranströmenden Fluten die mächtigen Tannen zu heben beginnen, auf dem hölzernen Koloß die Augen zum Himmel richten, die Mütze in den gefalteten Händen ein andächtiges Vaterunser beten und um eine glückliche Fahrt flehen . . . Diese Szene machte auf uns einen tiefen ersten Eindruck, der noch dadurch erhöht wurde, daß nach der Erzählung vor kaum zwei Wochen ein



4. Der Glaswaldsee

Aufnahme Feucht



5. Floß in Fahrt. Notgeld der Stadt Pforzheim 1923

junger Flößer in der Nähe des Bades (Rippoldsau) bei einem ähnlichen Wagstück unter den Augen seines Vaters das Leben verlor . . ." Nachdem das sogenannte Vorwasser eine starke halbe Stunde vorausgeeilt war, setzten sich die Massen mit einer solchen Schnelligkeit in Bewegung, daß es uns nur in stärkstem Lauf gelang, mit dem Floße gleichen Schritt zu halten; indessen blieb der Floß bald da, bald dort an den Felsen hängen und es mußte immer im See durch verabredete Zeichen neues Wasser losgelassen werden, um den Koloß wieder flott zu machen . . ."

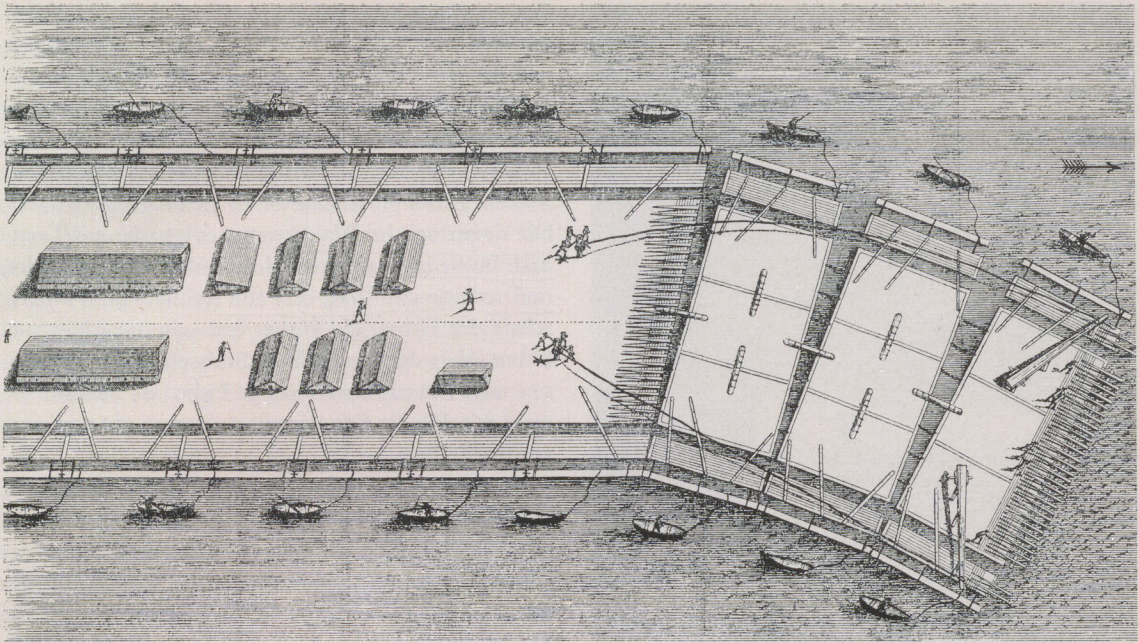
So wie hier ging das Flößen des Langholzes überall im Schwarzwald vor sich bis in unser Jahrhundert herein, bis endlich andere Möglichkeiten der Holzausbringung geschaffen waren. Viele Menschenleben hat die gefährvolle Arbeit gekostet. Vielerlei Hindernisse konnten sich ihr in den Weg stellen durch Natur und durch Menschen, auch im flacheren Tal, im breiteren Flußbett.

Blieb ein Floß an irgendeinem Hindernis hängen, so mußte sofort hinten gesperrt werden, damit die Gestöre keinen Knick, keinen „Ellenbogen“, bilden, vielmehr sich wieder strecken konnten. Hierauf bezieht sich der alte Tübinger Schlachtruf, von dem uns u. a. *Isolde Kurz* in ihrem „Jugendland“ erzählt:

„Sobald flufaufwärts die Spitze eines Floßes erschien, füllte sich die Neckarbrücke und der alte

Hirschauer Steg mit Studenten, die der Anblick wie mit Besessenheit ergriff. Und solange unten der lange vielgliedrige Wurm, von mächtigen Gestalten in hohen Flößerstiefeln gesteuert, vorüberschoß, brüllte es oben von der Brücke und aus den Fenstern der Neckarhalde in langgezogenen Tönen „Jockele spe-e-e-er!“ Und dann schneller „Jockele sperr, 's geit en Aileboge!“ Entferntere hingen, um nicht unbeteiligt zu bleiben, gewaltige Schaftstiefel zu den Neckarfenstern heraus . . . Der Jockele war durch seine saftige Grobheit in Schwarzwälder Mundart berühmt.“ –

Es ist bekannt, daß sich die Insassen des Stifts ganz besonders hervortaten, so daß einmal eine Abordnung der Flößer sich beim Vorstand, dem Ephorus J., beschwerte. Dieser ermahnte seine Stiffler, sie aber erklärten, nicht sie, sondern die Flößer machten den Anfang mit Rufen. Davon wollte der Ephorus sich selbst überzeugen, er stellte sich beim nächsten Floß ans offene Fenster, als überall der Ruf ertönte. Vom Floß herauf aber klang es: „Du alt's Rindvieh, weißt du nix g'scheiders als au mitz'mache?“ – Kopfschüttelnd mußte der Ephorus seinen Leuten recht geben, er hatte nicht bemerkt, daß über seinem Kopf ein langer Stiefel ausgehängt war, um die Flößer herauszufordern . . . – Aber er scheint doch nicht so ganz von der Schuldlosigkeit der Stiffler überzeugt



6. Hauptfloß mit „Schlenkerung“ (nach Mosers Forstarchiv 1790)

gewesen zu sein und vorgesorgt zu haben: Anders wäre es nicht zu verstehen, daß das Kommersbuchlied „In das Stift, in das Stift, geh nicht in das Stift“ ... den Vers enthielt

„Und im Neckar, wie fahren die Flöße so schön,
und wie ruft es „Jockele sperr!“,
doch du darfst zum Fenster nur still hinaussehen
von des Stiftes oberstem Speer.“ –

Noch 1860 kamen, wie Sebastian Blau berichtet, im Sommer 380 Flöße durch Rottenburg, zeitweilig 6 bis 10 an einem Tag, aber 1870 waren es deren nur noch 90. In Heilbronn, wo die Enzflöße dazuzählten, ist der Höchststand mit 1857 im Jahr 1868 bis auf 477 im Jahr 1900 abgesunken. In Berg (Stuttgart) wurden 1899 nur noch 10 gezählt.

Von Rottweil bis Mannheim brauchten die Flöße, wenn alles glatt ging, 8 bis 10 Tage. Dort in Mannheim war der Sammelplatz für alle, die nicht für den Eigenbedarf des Landes zurückblieben, sondern weiterfuhren bis Holland. Aber überall gab es Aufenthalte, galt es Entschädigungen, meist Naturalabgaben, an die Mühlen und sonstigen Werke, deren Betrieb behindert wurde, und gab es Zölle: von Neuenbürg z. B. waren bis Mannheim 14 Zollstätten, bis zur holländischen Grenze insgesamt deren 42 zu passieren! Ein Beispiel, welche Schwierigkeiten

auftreten konnten, ist die Tatsache, daß im 18. Jahrhundert das Floßholz von der oberen Murg bei Huzenbach und Röth aus dem Wasser gezogen und auf zwei besonderen Prügelwegen durch Pferde über den Berg zur oberen Enz bzw. Nagold geschleift werden mußte. Hiefür waren jeweils 12–14 Pferde nötig, die aber nur 4–6 Stämme am Tag hinaufziehen konnten.

Bei Mannheim wurde jeweils aus mehreren Flößen das breitere und mehrschichtige *Rheinfloß* zusammengestellt und, nachdem die gefährlichen Engen bei Bingen durchfahren waren, bei Andernach erst das große „Hauptfloß“ (Abb. 6) gebaut, wobei die Mannschaft wiederum wechselte. Ein solches „Kapitalfloß“ bestand aus einem festgefügt „Steifstück“ von gegen 350 m Länge, 60 m Breite und 1,7–2 m Tiefgang. Ihm waren 2 oder 3 kurze bewegliche Glieder („Kniee“) mit der Steuerung vorgesetzt (Schlenkerung). Zu beiden Seiten der ganzen Länge schwammen 8 m breite „Anhänge“, auf denen die Anker lagen, außerdem noch eine ganze Anzahl von Nachen. Die Besatzung setzte sich zusammen aus „Ankervolk“ und Ruderknechten, Meisterknechten, Proviantmeistern, Köchen, mit dem Floßherrn und seiner Familie u. a. insgesamt 500 bis 550 Personen! Zweimal im Jahr brachten die großen Gesellschaften, zu denen sich die „Holzkompanieen“ zusammen-



7. Schwallung für Scheiterholzflößerei im oberen Murgtal
(nach Verwaltungsbericht 1896/97)

geschlossen hatten, ein Hauptfloß in Fahrt, das letzte 1816. Als „Oblast“ trugen diese Flöße riesige Mengen von tannenen Schnittwaren, Brettern und Dielen (Thillen), Bohlen, auch Faßdauben und Krummhölzer aller Art. Die wertvollste Last aber war das Eichenholz, das seines Gewichtes wegen nur mit Hilfe der Tannen befördert werden konnte. Es ist erstaunlich, welche Mengen an Eiche, Bau-, Zimmer- und Kelterholz, aber auch Ahorn u. a. Hartholz, damals gerade auch aus dem Schwarzwald geholt werden konnten. Von den Tannen waren in Holland nur bestimmte Sortimenten gesuchte Ware, andere konnten nur schwer abgesetzt werden, auch für die Forche (Kiefer) war die Nachfrage beschränkt.

Der jahrhundertelange *Holzhandel nach Holland* – und darüber hinaus bis England – hat ungeheure Mengen an Holz verschlungen, zumal in seiner Blütezeit in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. So begann z. B. der Akkord der *Calwer Holzkompanie* für die Kameral- und Kirchenratswäldungen der

oberen Murg mit Seitentälern 1755, der Kontrakt mit der Pforzheimer Gesellschaft über Langenbach und Schönmünz 1763, aber schon 1799 war die Abgabe von Holländerholz in diesem ganzen Gebiet zu Ende – die Berge waren kahlgeschlagen, die vereinbarten Schutzbestimmungen nicht eingehalten; es war ein Zustand, schlimmer als vielenorts nach 1945. Die ursprüngliche Waldzusammensetzung aus Tanne und Buche mit anderem Laubholz war vernichtet, und so war der Weg frei für die heutige Vorherrschaft der Fichte, die vorher nur untergeordnet vertreten, aber den neuen Verhältnissen besser gewachsen war. Die einst so wichtige Eiche, als Bauholz sowohl wie für die Schweinemast, war so gut wie ganz verschwunden.

Weit älter und auch bei uns weit verbreiteter als die geschilderte Flößerei gebundenen Langholzes ist die *Wildflößerei* gewesen, das Treibenlassen einzelner Stämme, zumeist kurzen Klotzholzes (Sägholzes) oder Scheiterholzes, also Brennholzes. Meist wurden die Stücke in besonderen „Schwallungen“ oder Floßweihern oder in deren Nähe gesammelt und in größerer Menge losgelassen, oft so dicht gedrängt, daß man von „Scheiterflößen“ sprechen konnte (Abb. 7). Ein fesselndes Bild solcher Wildflößerei gibt folgende Schilderung: „Neben-, über- und untereinander stürzt wetteifernd die treibende Menge. Dort bricht ein Gewaltiger sich Bahn, die Nebenbuhler weit zurücklassend, das Haupt oder den Zopf, wie es bei den Bäumen genannt wird, starr über die anderen hervorhebend, oft unerwartet von der kleinen, aber dicht gedrängten Masse aufgehalten und zur Seite geschoben, wo schon in träger Ruhe, mit grünlichem Moos überzogen, diejenigen liegen, die gleiche Übermacht oder schwache Nachgiebigkeit in das ruhige Wasser des flachen Ufers lenkte, bis die höher steigende Flut sie wieder fortreißt, dulddend oder thätig, in den wirbelnden Strudel. Gescheite Stämmchen lassen sich ruhig von den lebendigen Wellen schaukeln, oft auf den Rücken der starken Gefährten emporgehoben, geschmeidig in jeden unausgefüllten Raum gleitend, jede Krümmung benützend, die dem Ziele näher führt.“

Ein anderer Bericht von 1859 spricht von dem „Holzgarten“ zwischen Enzklösterle und Nonnenmiß, in dem das Scheiterholz gesammelt und getrocknet wurde: „Mit dem Schwellwasser aus dem Poppel- und Kaltenbachsee wurde das Jahresquantum innerhalb 14 Tagen ins Wasser geworfen und abwärts gefloßt, oft gab es Stauungen von über tausend Fuß Länge mit furchtbarem Knallen und Krachen.“ – „Um die Masse des Holzes gleichzeitig und gleich-

mäßig ablassen zu können, baute man Treibseen (Schwallungen), die in der Hauptsache dazu dienten, Wasser zur Verstärkung des Floßbaches während der zuvor bekanntgemachten Floßzeit abzugeben. Während und hauptsächlich nach der Floßzeit suchten die mit langen Wasserstiefeln und langen Hacken versehenen sogenannten Treibknechte die beiderseitigen Ufer ab und verbrachten das Holz, das durch die Schwellwasser auf das Land geworfen wurde, wieder in die Flußströmung. Das Auffangen des Holzes am Bestimmungsort geschah mit Rechen, die in schiefer Richtung quer durch den Fluß gelegt wurden. Sie leiteten das Holz in die anschließenden Kanäle und Schutzteiche, von wo es ausgezogen und auf Lagerplätze, den sogenannten Holzgärten, zum Trocknen aufgesetzt wurde.“

Die Wildflößerei von Scheiterholz war im ganzen Lande verbreitet, vor allem auf dem Kocher, der u. a. den Bedarf der Saline Hall herbeizubringen hatte; auf der Rems, zu deren Verstärkung über die Wieslauf der Ebnisee gestaut wurde; auf der Erms, deren Holz mit Hilfe einer Rutsche aus Eisen von der Albhöhe zu Tal schoß, erst bei Urach, später bei Seeburg. Die Langholzflößerei aber war, mit Ausnahme einer kurzen Strecke auf Iller und Donau, bei uns auf den Schwarzwald beschränkt; sie ist mit dem Ausbau der Industriewerke, Straßen und Eisenbahnen erloschen und von all den vielerlei Holzkompanien und Gesellschaften ist heute nur ein Name lebendig, das ist die *Murgschifferschaft in Gernsbach*, die wohl die älteste aller Schifferschaften gewesen ist, d. h. der Zusammenschlüsse der „Holzherren“, der Waldbesitzer, die sich Schiffer nannten, im Gegensatz zu den Flößern. Sie schiff heute nicht mehr und flößt nicht mehr, aber sie hat einen Waldbesitz, an dem auch der Staat Anteil hat, der zu den holzreichsten und zugleich schönsten Waldgebieten in ganz Deutschland sich rechnen darf. Die Bezeichnung „Holländer“ für Stämme bestimmter Länge und Zopfstärke ist dem Schwarzwälder heute noch geläufig.

Näheres u. a. bei:

Sebastian Blau, Rottenburger Hauspostille, 1946; (Gwinner), Der Schwarzwald in forstwirtschaftl. Beziehung, 1833;

K. F. V. Jägerschmid, Das Murgthal, 1800;

Karl Luttenberger, Untersuchung über die Flößerei auf dem Neckar und seinen Nebenflüssen, 1904;

Min.Abt. für Straßen- und Wasserbau, Verw.-Bericht 1895/97;

W. G. Moser, Forstarchiv, Band 7, Ulm 1790.



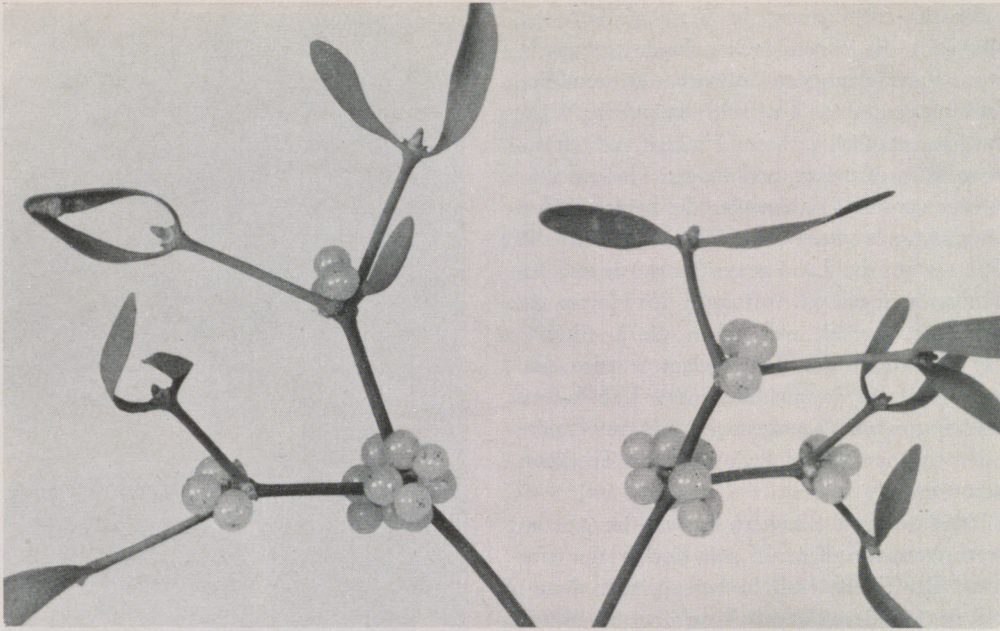
Das Schuhmicheles-Kreuz

Im Staatswald des Forstamts Reichenberg steht im Distrikt VI „Backnanger Wald“, Abt. 5 „Kirchweg“, in einer Fichtendickung nahe dem ehemaligen Kirchweg von Zell nach Backnang ein altes Steinkreuz. Über das Kreuz, auf dessen einen Seite eine Schuhsohle und ein Messer, auf der anderen eine Schäferschippe eingemeißelt sind, erzählt man sich folgende Geschichte:

Vor einigen hundert Jahren ging eines Abends ein Schuster aus Backnang, welcher in Zell arbeitete, nach Hause und benützte dazu den ehemaligen Kirchweg von Zell nach Backnang. (Daher der heutige Abt.-Name.) Ein Schäfer lauerte ihm im Walde auf, um ihn zu berauben; er wußte, daß der Schuster Geld bei sich führte. Es kam zu einem Handgemenge, bei diesem wurde der Schäfer von dem sich mit einem Messer wehrenden Schuster getötet, worauf des Schäfers Hund wiederum den Schuster angriff und abwürgte, so daß die beiden Männer tot nebeneinander zu liegen kamen.

An der Stelle wurde das Sühnekreuz errichtet. Der Platz führt im Volksmund den Namen „Schuhmichele“ (vielleicht hieß der Schuster Michel?).

W. Hudelmaier



1. Beerentragender Mistelzweig

Aufnahme Frohmeyer

Schutz der Laubholzmistel!

Von Wilhelm Kreh

Zu den merkwürdigsten Pflanzengestalten unserer Heimat gehört die Mistel. Als einzige Blütenpflanze schmarotzt sie im Geäst von Bäumen, seltener auch von Sträuchern. Namentlich im Winter fallen die immergrünen Büsche weithin in den kahlen Kronen der Laubbäume auf. Weiße Beeren pflegen sie dann zu schmücken (Bild 1). Die so fremdartig wirkende Pflanze – tatsächlich ist sie auch die einzige einheimische Vertreterin einer in den wärmeren Zonen verbreiteten Pflanzenfamilie – hat den Menschen früh angezogen. In Sage und Brauch der verschiedensten Völker spielt die Mistel eine große Rolle. Auch die Heilkunde wertet sie längst für die verschiedensten Zwecke aus. Heute versucht die anthroposophische Medizin die Mistel sogar für die Krebsbekämpfung zu verwenden. Viele Fragen und Aufgaben hat sie der Pflanzenforschung gestellt. Sie wird als „Halbschmarotzer“ bezeichnet, weil sie von ihrem „Wirt“ nicht wie die „Vollschmarotzer“ die fertigen Baustoffe bezieht, sondern nur Wasser und die in ihm gelösten Salze, die sie dann in ihrem Blattgrün zusammen mit dem der Luft entnommenen Kohlendioxid weiter verarbeitet. Mancherlei Rätsel bietet noch ihre Ansamung, die durch beerenfressende Vögel,

vor allem die Misteldrossel, besorgt wird. Merkwürdig, fast unzuweckmäßig erscheint ihre Zweihäusigkeit; der Blütenstaub muß oft weite Wege von den männlichen Büschen zu den weiblichen zurücklegen. Auffällig ist auch, daß nur ein Teil unserer Holzgewächse der Mistel zugänglich ist; es gibt „mistelholde“ und „mistelabholde“ Bäume und Sträucher. Bei genauerer Untersuchung der Anfälligkeit zeigt sich, daß die Art in drei Varietäten auftritt; jede ist auf bestimmte Wirte spezialisiert, meidet aber die der beiden anderen. Man unterscheidet entsprechend die Kiefern-, Tannen- und Laubholzmistel. Die Vermutung, daß die drei Varietäten, obwohl sie sich in der Gestalt kaum unterscheiden, die Anfangsstufen einer Spaltung der Mistel in drei selbständige Arten darstellen, liegt nahe. Die Verbreitung dieser Varietäten ist sehr ungleich, bedingt durch das verschiedene Wohngebiet ihrer Wirte. In Südwestdeutschland kommt die Kiefernmistel anscheinend nur in den Föhrenwäldern des Rheintals, die Tannenmistel auf den Weißtannen des Schwarzwalds und des Schwäbisch-Fränkischen Walds vor; dagegen hat die Laubholzmistel, die eine viel größere Zahl von Wirten besitzt, das ganze Gebiet, wenn auch z. T. nur

sehr locker (Schwäbische Alb!) besiedelt. Verschieden war auch das Schicksal der drei Varietäten, als sich der Mensch die ganze Baumwelt dienstbar machte und natürlich bald versuchte, den Mitbewerber auszuschalten. Bei der Kiefern- und Tannemistel gelang ihm dies nicht. Der hohe Wuchs der Wirtsbäume erschwert die Vertilgung; auch entziehen sich in den immergrünen Kronen der Nadelbäume junge Mistelpflanzen leicht dem Blick. So hat sich vor allem die Tannemistel zahlreicher gehalten als dem Forstmann lieb ist. Die Laubholzmistel ist dagegen stark zurückgegangen. Verschiedene Umstände haben dabei mitgewirkt. Der Mensch hat den Baumbestand des urwüchsigen Waldes weitgehend geändert. Der heutige Forst enthält fast nur mistelabholde Arten, Eiche, Rotbuche, Weißbuche, Esche. Die mistelholden Arten, die Linden, die Ahorne, der Elsbeer- und Mehlbeerbaum, die Eberesche werden in ihm kaum mehr geduldet. Zudem erschwert die kurze Umtriebszeit den Befall. Die Mistel ist daher im heutigen Laubwald so gut wie ganz verschwunden. In den Obstgärten hatte der Mensch durch umfangreiche Pflanzung des sehr mistelholden Apfelbaums die Ausbreitung der Mistel zunächst sehr begünstigt. Noch um die letzte Jahrhundertwende waren unsere Apfelbaumbestände aufs stärkste befallen. Im Jahr 1906 sammelte ich am Stadtrand von Tübingen als Weihnachtsschmuck in zwei Stunden einen Waschkorb voll Mistelzweige. Dann aber setzte die – gewiß verständliche – „Entmistelung“ der Obstgärten ein. Obwohl die befallenen Äste durch die „Senker“ des Schmarotzers kaum ernsthaft geschädigt wer-

den – die vielen seit Menschengedenken befallenen Dorflinden beweisen es – wird den Bäumen doch ein Teil der von ihren Wurzeln aufgenommenen Stoffe durch den Mistelbewuchs entzogen. Heute gilt das Vorkommen von Misteln als das Kennzeichen mangelnder Baumpflege. Wenn sich auch da und dort besonders in abgelegenen Baumgütern noch Mistelbüsche gehalten haben, so rückt doch der Zeitpunkt, an dem die letzte Mistel des Apfelbaums verschwunden sein wird, rasch näher. Andere Obstbaumarten werden nur selten befallen.

Zugänglich sind heute der Laubholzmistel nur noch die Zierbäume unserer Parkanlagen, Gärten, Alleen. Aber auch hier droht ihr Gefahr. Manche Baumpfleger scheinen ihre Erfahrungen beim Entmisteln der Obstgärten auch auf die Zierbäume übertragen zu haben, ohne zu empfinden, daß die Mistel den hier allein ins Gewicht fallenden Schmuckwert des Baumes steigert (Bild 3). Vielleicht spricht auch die Sorge mit, der befallene Zierbaum könne zum Ansteckungsherd für benachbarte Obstbäume werden. Tatsächlich ist aber durch die heute übliche chemische Schädlingsbekämpfung in den Obstgärten eine Neuan siedlung der Mistel so gut wie ausgeschlossen. Noch ein zweiter Umstand hat sehr ungünstig gewirkt. Die Mistel fand auch bei uns den Weg ins Weihnachtszimmer; Mistelzweige werden daher auf den Weihnachtsmärkten unserer Städte teuer bezahlt. Es sind vorwiegend die noch so häufigen Tannemisteln, die hier ebenso wie bei der Heilmittelgewinnung Verwendung finden (Bild 2). Aber auch die spärlicheren, dafür aber leichter zugänglichen



2. Tannemistelbusch vom Weihnachtsmarkt

Aufnahme Frohnmeyer



3. Mistelbusch auf Weide im Botanischen Garten
Hohenheim Aufnahme Frohnmeyer



4. Stark befallene Linde im Fasanengarten bei Weil-
imdorf Aufnahme Schönnamgruber

Laubholzmisteln werden von den Misteljägern genutzt. Leider schneiden sie nicht immer nur die Mistelzweige, sondern oft kurzerhand den ganzen Wirtsast ab, ohne daran zu denken, daß sie damit die Henne, die die goldenen Eier legt, schlachten. Ein Wiederausschlagen der Mistel ist ja damit ausgeschlossen. Dabei wird der Baum oft schwer verstümmelt (Bild 4). Die Stuttgarter Umgebung zeigt verschiedene Beispiele solcher Roheitsakte. Offensichtlich wird die Laubholzmistel auch in den „Mistelinseln“, zu denen das einstige weite Verbreitungsgebiet zusammengeschrumpft ist, durch diese Einflüsse immer seltener. Im Cannstatter Kurpark, in dem sie einst sehr häufig war, scheint die Mistel heute auf einen Baum, im benachbarten Rosensteinpark auf zwei Bäume mit je einem Busch beschränkt zu sein.

Erfreulicherweise haben sich bei der laufenden Umgestaltung unseres Baumbestandes auch günstige Auswirkungen für die Mistel ergeben. Eine Reihe aus Nordamerika eingeführter Parkbäume erwies sich, obwohl die Mistel in ihrer Heimat nicht vorkommt, als ausgesprochen mistelhold, der Silberahorn, die Schwarznuß, die rot- und die gelbblühende Roßkastanie, der Tulpenbaum, ebenso die im Wald in

größerem Umfang gepflanzten Holzarten, Roteiche und Robinie. Von den 26 Baumarten mit Mistelbefall, die der Verfasser in der Stuttgarter Umgebung nachgewiesen hat, sind 7 Ausländer. Der stark gemischte Artenbestand unserer Parkanlagen begünstigt daher die Verbreitung der Mistel. Namentlich Silberahorn und Robinie werden befallen. Wichtiger noch ist die Tatsache, daß auch ein einheimischer mistelholder Baum, die Schwarzpappel, die früher auf die Gehölzsäume der Flußufer, die Reste des alten Auwalds, beschränkt war, ihrer Raschwüchsigkeit wegen heute als Straßenbaum, aber auch im Wald viel gepflanzt wird; oft gekreuzt mit ebenfalls sehr mistelholden nordamerikanischen Pappeln. Beispiele starken Mistelbewuchses an Pappeln zeigen die Degerlocher Spielplätze und der Golfplatz bei Leonberg.

Leider ist nicht zu erwarten, daß die Wirkung der ungünstigen Umweltveränderungen durch diese neuen Siedlungsgelegenheiten aufgehoben wird. Die Mistel kann sie nur in begrenztem Umfang ausnützen. Hemmend wirkt sich vor allem die Entmistung der Obsgüter aus. Durch sie ist die Gesamt-samenerzeugung der Mistel stark, vermutlich auf weniger als ein Viertel der früheren gesunken. Sehr

viel Samen müssen aber von den Vögeln auf gut Glück verschleppt werden, bis einer ein günstiges Keimbett findet. Hinzu kommt, daß das Netz der samenspendenden Mistelträger jetzt viel weitmaschiger geworden ist. So ist es nicht wahrscheinlich, daß der mistelholde Baumnachwuchs heute noch im früheren Umfang befallen wird. Andererseits scheiden immer wieder auch lange geduldete Mistelträger aus. Sie altern und müssen schließlich vom Menschen entfernt werden. Hohenheim, das noch eine starke Mistelinsel darstellt, hat in zwei Jahren seine drei stärksten Mistelträger verloren. Die Laubholzmistel vermag die Verluste der letzten Jahrzehnte zweifellos nicht mehr zu ersetzen.

Bedauerlich ist, daß gerade diese Varietät der Mistel so stark bedroht ist. Die Laubholzmistel bringt ihre Schönheit besonders auffällig im Winter, wenn ihr Wirt seine Blätter abgeworfen hat, zur Schau und kommt auch mitten in der Großstadt vor, in Stutt-

gart z. B. in den Anlagen beim Neckartor. Soll die Mistel unserer Heimat erhalten bleiben, bedarf sie, wo irgend möglich, der Duldung und des Schutzes. Der Mensch pflegt so viele Ausländer in seinen Gärten; sollte nicht auch dieser hochmerkwürdigen einheimischen Pflanze etwas Fürsorge gegönnt sein? Für Neuansiedlung kommen besonders Grünanlagen und Sportplätze in Betracht, wie Golfplatz und Degerlocher Spielplätze zeigen. Auch künstliche Ansamung ist nicht schwierig. Ein prächtiges Beispiel für die Bereicherung des Landschaftsbildes durch die Duldung der Laubmistel zeigt das Karlsruher Rheinbad Rappenhöfchen, in dessen Umgebung vor allem Schwarzpappeln sehr stark besiedelt sind.

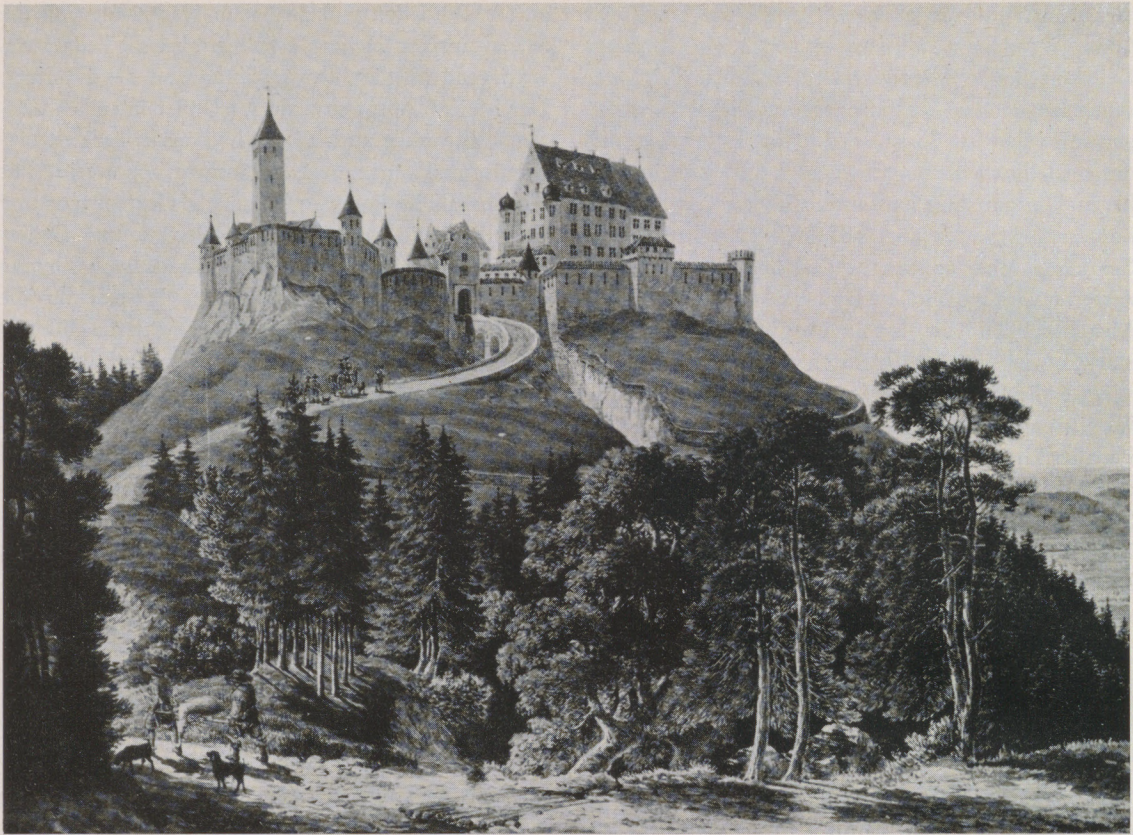
Verfasser hat seine genauen Untersuchungen des Mistelvorkommens im mittleren Neckarland im Jahrbuch des Vereins für Vaterländische Naturkunde 1958 niedergelegt. Für Mitteilung weiterer Funde ist er dankbar.

Reichserbtruchseß Wilhelm d. Ä. von Waldburg

Von Rudolf Raub

Die Reichserbtruchessen von Waldburg zählen zu den ältesten Adelsgeschlechtern des Landes. In der Zeit der Hohenstaufenkaiser spielten sie die erste Rolle im Herzogtum Schwaben und eine überragende Rolle in der Reichspolitik nördlich der Alpen. Damals leuchteten die Brüder Eberhard, Truchseß Schwabens und des Reiches, und Heinrich, königlicher und kaiserlicher Kabinettschef und Bischof von Konstanz, und ihr beider Neffe Konrad von Tanne-Waldburg, Statthalter Schwabens, staufischer Mundschenk und Erzieher der Söhne Kaiser Friedrichs II., als geniales Dreigestirn am politischen Himmel. Aber auch in den folgenden Jahrhunderten entsproßten dem Hause Waldburg ausgezeichnete Persönlichkeiten des politischen, diplomatischen, wirtschaftlichen und religiösen Lebens in Schwaben, im Reiche und Abendlande. Von den bereits im 13. Jahrhundert blühenden drei Linien grünte in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts nur noch der Hauptstamm weiter, der sich durch die Erbteilung von 1429 wieder in drei neue Linien verzweigte, in die trauchburgische, gräflich sonnenbergische und in die heute allein noch blühende fürstlich georginische. Während die Grafen von Sonnenberg aus dem Hause Waldburg sich als Wirtschaftler, kluge und vorbildliche Territorialherren und gefeierte Kriegshelden hervortaten, zeichneten sich die Truchessen der

trauchburgischen Linie vor allem als Diplomaten und Staatsmänner im Dienste des Reiches und der Fürsten aus; sie bewährten sich hervorragend als Räte, Gesandte und Kommissare am kaiserlichen, österreichischen, bayerischen, sächsischen und württembergischen Hofe. Die Vertreter der dritten, der georginischen Linie, vereinigten die großen Anlagen der beiden anderen in sich, wie etwa Georg III., der Bauernjörg, der erfolgreiche oberste Feldhauptmann des Schwäbischen Bundes im Bauernkriege und der vortreffliche Staatsmann als Statthalter des Herzogtums Württemberg. Wie einst an der Schwelle vom Hoch- zum Spätmittelalter unter Friedrich II. von Hohenstaufen, so hat auch – drei Jahrhunderte später – die waldburgische Familie in Georg III., Wilhelm d. Ä., Wilhelm d. J. und Otto von Waldburg ebenso ausgezeichnete Köpfe hervorgebracht. Der Bauernjörg, Georg III., und Kardinal Otto von Waldburg sind den Historikern als geschichtliche Persönlichkeiten bekannt und über sie ist reiche Literatur vorhanden. Wer kennt hingegen die Reichserbtruchessen Wilhelm d. Ä. und Wilhelm d. J. von Waldburg, die beiden gewiegten Diplomaten und Staatsmänner König Ferdinands und Kaiser Karls V.? Bislang stand Wilhelm d. Ä., der bedeutendste weltliche Sproß der trauchburgischen Linie, ganz im Schatten seines großen Veters Georg III. Die fol-



Ansicht des Schlosses Trauchburg, Aquarell von C. Obach

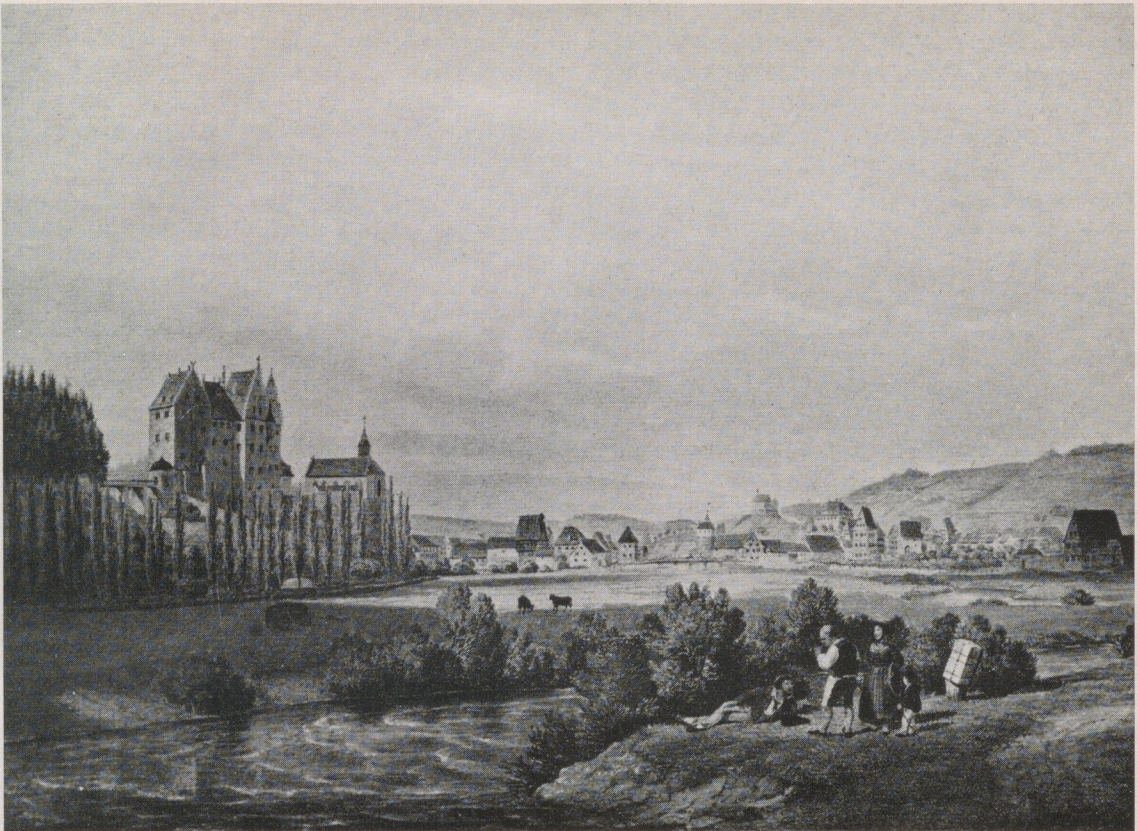
Aufnahme Wagner, Leutkirch

genden Ausführungen sollen ihn nun ins rechte Licht rücken.

Wilhelm d. Ä., des Heiligen Römischen Reichs Erbtuchseß, Freiherr zu Waldburg, Herr zu Scheer und Trauchburg, erblickte 1469 als Sohn des Truchsesen Johannes d. Ä. und der Gräfin Anna zu Oettingen das Licht der Welt. Zunächst studierte er in Tübingen und Pavia die Rechte und wurde an letzterer Universität zum Rektor gewählt. Darnach ernannte er im Dienste des Ludwig Maria Sforza, Herzogs von Mailand, in den er am 27. Juni 1495 trat, in Mailand und später am Hofe in Neapel die ersten Lorbeeren kriegerischen Ruhmes. Herzog Albrecht von Sachsen betraute ihn 1498 ob seines staatsmännischen Talentes mit der Verwaltung von Friesland. Dessen Sohn Georg von Sachsen übertrug ihm die Regierung dieser Provinz. Von dort schickte ihn Herzog Georg als sächsischen Gesandten im Sommer 1504 zu König Heinrich VII. nach England, um mit diesem ein Bündnis abzuschließen. Rasch gewann der Truchseß die Gunst Heinrichs VII., der ihn auf Grund seiner erprobten Verhandlungstaktik am

17. Juli 1504 in Greenwich zum englischen Hauptmann mit einem Jahresgehalt von 100 Goldtalern ernannte und ihm gleichzeitig einen englischen Geleitbrief ausstellte. Der endgültige Abschluß des Freundschaftspaktes zwischen Sachsen und England gelang Wilhelm d. Ä. im Frühjahr 1505 in Calais zur vollen Zufriedenheit seines hohen Herrn in Sachsen und König Heinrichs VII. Wilhelms glänzend begonnene militärische und diplomatische Laufbahn wurde zunächst durch den unerwarteten Tod des Vaters am 26. Dezember 1504 und des älteren Bruders Jakob III. am 11. Februar 1505 jäh unterbrochen.

Die drückenden Sorgen um die Erhaltung des väterlichen Besitzes, der vom Vater Johannes d. Ä. und Großvater Jakob I., dem „goldenen Ritter“, sehr stark verschuldet war, hielten ihn nun lange in der oberschwäbischen Heimat fest. Obwohl ihn Georg von Sachsen 1506 zum herzoglichen Rat bestellt hatte und ihn auf diese Weise wieder nach Friesland zu ziehen versuchte, blieb Wilhelm auf Schloß Trauchburg. Von dort aus widmete er die folgenden



Schloß Trauchburg mit der Stadt Scheer, Aquarell von C. Obach

Aufnahme Wagner, Leutkirch

Jahre ganz der Regierung und Sanierung seiner Herrschaften, seines Hauses und seiner Finanzen als weise waltender Landesherr und sparsam schaltender Hausvater. Im Jahre 1509 ernannte ihn der Schwäbische Bund zum obersten Feldhauptmann und später zum Bundesrat. Herzog Ulrich von Württemberg lud ihn und seine Gemahlin Sybille, die Tochter des kühnen Haudegen Andreas Grafen von Sonnenberg Truchsess zu Waldburg, am 29. Dezember 1510 zu den Hochzeitsfeierlichkeiten ein, obwohl er – wie es in dem Einladungsschreiben heißt – „zu Stuttgart nicht in besonderer Pracht, sondern allein samt etlichen besonders vertrauten Oheimen, Freunden und Verwandten . . ., unter denen er ihn auch für einen angesehen“, das Fest begehen wollte. Dem von ihm sehr geschätzten Truchsess oblag die ehrenvolle Aufgabe, die durchlauchtigste Braut, Herzogin Sabine von Bayern, am 26. Februar 1511 in Göppingen zu empfangen und in die Hauptstadt zu geleiten.

Im gleichen Jahre trat Wilhelm d. Ä. das stattliche Erbe seines Schwiegervaters Andreas Grafen

von Sonnenberg an. Wiederholt erließ er treffliche Statuten, Satzungen und Ordnungen für seine Untertanen und schuf ein erstes Landrecht für seine Territorien. Immer wieder zog man ihn als Vermittler und Schiedsrichter in oberschwäbischen Angelegenheiten des Adels, der Landvogtei und Klöster bei. Wenn sich auch seine finanzielle Lage durch die Erbschaft beträchtlich gebessert hatte, waren doch noch ziemliche Schulden vorhanden, die er jedoch in seiner langen Regierungszeit ganz abzutragen vermochte, ja er hinterließ sogar beachtliche Ersparnisse an Geld und Kapitalien und vergrößerte seinen Besitz durch den Ankauf vieler Güter und Häuser zu Scheer, der Reben zu Sipplingen und Hedingen, durch wertvolle Objekte und Rechte in der Reichsvogtei Eisenharz und durch andere Stücke.

Daß er diese günstigen Erwerbungen, besonders in späteren Jahren, machen konnte, beruhte auf seinen schönen Einnahmen als kaiserlicher Rat Maximilians, königlicher Rat und Kämmerer Ferdinands, langjähriger Landvogt und oberster Hauptmann der Reichsstadt Augsburg und als Kriegsrat der Städte

HENRICUS DEI GRA Rex Anglie et Francie ac Dux Normannie & iunctis mundi
 Imperatoribus Regibus principibus Ducibus Marchionibus Comitibus Baronibus militibus
 clericis seu aliorum quorumlibet gubernatoribus Castellanis iuribus ponendis
 ceterisque quibusvis et vicibus quacumque auctoritate imperatorum vel numeris singulis
 et mutuo vicissitudine rependis. Nos cum facimus. Cum nobilibus et spectabilibus
 eques armatis qui pro digno testimonio penes nos tunc ob sua predicta ac
 egregias suas virtutes et merita militaria nobis admodum commendatus existit
 animo ad nobis ut accepimus in actibus militaribus insinuat fuerat nobis quod ob
 hunc est in nos eundem spectabilem et firmum militarem de cuius magnitudine
 plurimum confidimus in numero Capitaneorum in hoc ascriptum et de pectamine
 et de pectamine. Quibusque et concedimus eodem Capitaneo tenere presentem
 militandi contra quoslibet inimicos rebelles et fugitives transfigere et predictos
 fuerint pro eis invidiam prosequendi capiendi et carceribus mancipandi
 nobis transmittendi tradendi et liberandi vel capitali sententia preterendi et
 fidelium et libere ad nos inferendum eodem Capitaneo amittitur et invidiam
 et liberandis eodem die confessionis presentem pro pensione sua presentem
 de tunc sine receptione eodem Capitaneo et suis suis ac pectamine vel ma
 fidem fecit sed etiam nos heredes et executores nos ut cum ditione solus
 liberant et auerant et quietis fecit. Quare vos omnes et singulos mundi
 affectuose volumus quatenus eundem Capitaneum nostrum cum ad loca
 cum sine similibus rebus et bonis quibuslibet favorabiliter et recommissum
 et tam ibi manendo eundem cum admodum sine solutione dante gabelle nulla
 seu exactiois ne demerit et discedere libere et expedite absque aliqua mole
 permittatis. Eiusque de salvo conductu et itinere subditos vestros cum ad
 ditionem. Et nos qui propter gratiarum actionis subditos vestros cum ad
 nostre ditioni subiecta delinuerint pari vicissitudine compensabimus
 decimo septimo die mensis Julij Anno Domini millesimo quingentesimo quarto

Willelmus d. A.



Ernennung Wilhelms d. A. zum englischen Hauptmann durch König Heinrich VII. von England, 17. Juli 1504

des Schwäbischen Bundes im Feldzug gegen Ulrich von Württemberg. Nach der Absetzung des Herzogs und seiner Vertreibung aus Stuttgart bestellte Kaiser Karl V. den Truchsess Wilhelm d. Ä. zunächst vorübergehend, seit 1521 dauernd zum Statthalter des Herzogtums Württemberg, bei dessen Ernennung die Landschaft in starkem Maße mitbeteiligt war. Weiterhin bekleidete er das Amt eines Bundesrates, Mitgliedes des Bundesausschusses und kaiserlichen Rates bei Karl V. Daß Wilhelm d. Ä. nicht nur beim Kaiser, sondern auch beim Stuttgarter Landtag persona gratissima gewesen ist, beweist der Landtagsabschied vom 19. Mai 1521 mit folgenden Worten: „Un dieweil an einem vernünftigen, tauglichen und geschickten Statthalter . . . die Wohlfahrt aller anderen Glieder gelegen ist, und dann Herr Wilhelm Truchseß . . . dermassen gestalt ist, daß er als ein guter Haushalter und Nachbar diesem Land in allweg wohl ansteht, zu dem auch gemeine Landschaft, reich und arm, einen sonderen guten und geneigten Willen tragen, so sehen die Gesandten für nutz und gut an, Kaiserliche Majestät zu bitten, denselben zu einem Statthalter in dies Land zu verordnen . . .“. Auch die Ehrbarkeit der Landschaft Württemberg arbeitete mit ihm gut zusammen. Am 21. Mai teilte Karl V. aus Worms mit, daß er ihn zum Statthalter seines Fürstentums Württemberg bestellt habe. Truchseß Wilhelm d. Ä. setzte nun, tatkräftig unterstützt von den Regenten in Stuttgart, seine ganze Kraft ein, um das schwer ausgesaugte Land aus den Gefahren eines neuen Krieges herauszuhalten und durch einen sparsamen Haushalt, wie er schon seit vielen Jahren daheim in seinen Herrschaften gewohnt war, und möglichst wenig Ausgaben für Rüstungen die von Herzog Ulrich herrührende, immense Schuldenlast Württembergs zu verringern. Noch im gleichen Jahre ernannte ihn Karl V. zu seinem obersten Feldhauptmann über die „eilende Hilfe“ im Herzogtum. Neben der Statthalterschaft in Württemberg übertrug ihm 1524 Erzherzog Ferdinand auch noch die Statthalterschaft beim Reichsregiment, die er im Namen und an Stelle des Kaisers ausübte.

Wie ein fernes Wetterleuchten hatte sich schon lange die sozial-religiös-politische Gärung im „Bundschuh“ und „Armen Konrad“ angekündigt. Da brach im Mai 1524 das Gewitter in Forchheim in Franken und auch in St. Blasien im Schwarzwald los. Die Sickinger Fehde tobte, es kochte im Hegau, die Stühlinger Bauern empörten sich, der Aufruhr griff von Tuttlingen auf Württemberg über, der vertriebene Herzog Ulrich schürte, wo er nur konnte,

aufgestachelt vom König von Frankreich, dem Todfeind Österreichs. Der Aufstand breitete sich rasch im Klettgau, Hegau und im südlichen Schwarzwald aus. Bald garte es auch im Allgäu, in der fürstlichen Grafschaft Kempten und um Memmingen, wo Waibel und Schappeler das göttliche Recht verkündeten. Es bildete sich der Baltringer, See- und Allgäuer Haufen sowie der auf „Wurzacher Haid“. Dazu kamen noch die Hegauer und Schwarzwälder Bauern und Herzog Ulrich mit den Schweizern. Der größte Teil der Bevölkerung Württembergs, voran die Hauptstadt Stuttgart hing noch dem Herzog Ulrich an, Memmingen liebäugelte mit den Bauern der Umgebung, und die Haltung der Ulmer glich dem Zünglein an der Waage. In dieser äußerst kritischen Notzeit, in der auch noch die eigenen Untertanen sich in den Herrschaften Waldburg und Trauchburg erhoben, lenkte Truchseß Wilhelm mit großer Umsicht die Verwaltung des Landes und das von den politischen Wogen und kriegerischen Stürmen sehr bedrohte Staatsschiff Württembergs. Kurz vor dem Ausbruch des Bauernkrieges wurde Wilhelm d. Ä. vom Schlag gerührt und schwer krank. Trotz der inständigen Bitten der Prälaten und Abgeordneten von Württemberg legte er 1525 die Statthalterschaft in Stuttgart nieder. Sofort begab er sich in seine Territorien zur Erholung von seiner Krankheit, an deren Folgen er noch 1535 litt und derentwegen er immer wieder zur Kur nach Bad Hohenems bei Feldkirch reiste. An seiner Stelle übernahm jetzt sein Vetter Georg III., der siegreiche Feldherr im Bauernkriege, die Statthalterschaft. Nach dessen Tode im Jahre 1531 verhandelte Reichserbtruchseß Wilhelm d. Ä. als einer der Landtagskommissare im Auftrage König Ferdinands zusammen mit dem Vizestatthalter Graf Eberstein und dem Freiherrn Schweickhard von Gundelfingen in Stuttgart mit den Prälaten und der Landschaft Württemberg am 3. November wegen der Türkensteuer; die königlichen Kommissare mußten jedoch ohne Erfolg den Landtag beenden. Auch den auf den 18. Juni 1532 nach Stuttgart ausgeschriebenen, neuen Landtag leiteten wieder die gleichen königlichen Räte Wilhelm d. Ä. und Schweickhard. Erst nach längeren, schwierigen Bemühungen gelang es ihnen, statt der von Österreich vorgesehenen 3000 Knechte wenigstens 1200 Mann als württembergisches Truppenkontingent für den Türkenfeldzug durchzudrücken. Im Mai folgenden Jahres hatten sie ebenso hartnäckig zu kämpfen, bis ihnen der Landtag die Rückzahlung wenigstens der Hälfte der auf Württemberg treffenden Staatsschuld unter für das Reich ungünstigen Vorbehalten endlich zu-

sicherte. Intensiv, jedoch vergeblich versuchten Wilhelm d. Ä., Wilhelm d. J. und Johann Werner von Reischach im hohen Auftrage ihrer königlichen und kaiserlichen Majestäten einen Reichsbund bei den schwäbischen Ständen zu begründen, der den zerfallenen und schon lange aufgelösten Schwäbischen Bund ersetzen sollte. Allein die Zeiten der Bündnisse mittelalterlicher Prägung waren für immer vorbei, zumal das Reich durch die Reformation, religiös gespalten, in zwei gegnerische Lager geteilt war. Kaiser Karl V. verlieh Wilhelm d. Ä. von Waldburg und seinem Vetter Georg III. in Ansehung des alten, vornehmen und überragenden Geschlechtes und seiner ausgezeichneten Verdienste, wie es im Privileg heißt, am 27. Juli 1526 in Toledo den Titel „Reichserbtruchseß“ und die Anwartschaft auf das Reichserbtruchsessenamnt, das bis zum Ende des 16. Jahrhunderts noch die Herren von Söldeneck versahen. Im gleichen Jahre 1526 berief Ferdinand von Österreich den Reichserbtruchsess Wilhelm als Obersthofmeister an den Hof nach Wien und beauftragte ihn nebenher oft mit Gesandtschaften in privaten und politischen Angelegenheiten Schwabens. Welch hoher Gunst und Achtung er sich beim König erfreute, beweist die seltene Ehre, daß dieser ihn bat, Taufpate des königlichen Sohnes zu sein. Welch freundschaftliche Zuneigung Ferdinand zu seinem Reichserbtruchsess hegte, spricht aus einem Brief vom 6. Januar 1555, aus folgendem Satze: „Wir . . . sind Dir und Deinen Söhnen wegen Deiner und Ihrer getreuen, ansehnlichen und nützlichen Dienste, so Ihr geleistet und noch leistet, mit allen königlichen Gnaden vorder wohl geneigt.“ Wie sehr ihn der Kaiser geschätzt hat, bezeugt die Narratio des feierlichen, von Karl V. eigenhändig unterschriebenen, reich dekorierten Diplomes vom 27. August 1541, durch das Kardinal Otto, der Sohn Wilhelms, zum kaiserlichen Rat ernannt wurde. Ich zitiere die betreffende Stelle in deutscher Übersetzung: „Hierher gehören die guten Verdienste und Willfähigkeiten des Vaters Wilhelm Truchseß, die er Uns, Unserem durchlauchtigsten Bruder, dem römischen König, dem heiligen Reich und Unserem berühmten Hause Österreich sowohl im Herzogtum Württemberg, dem er mit höchstem Lobe vorgestanden ist, als auch am Hofe Unseres ermelten durchlauchtigsten Bruders geleistet hat und auch noch täglich leistet in fast allen Geschäften Unseres Hauses Österreich, die im Reich verhandelt werden.“ Selbst Papst Paul IV. war ihm herzlich gewogen, wie aus einem Brief seines Sohnes Kardinal Otto aus Rom vom 22. Juni 1555 ersichtlich ist. Der diesbezügliche Satz lautet: „Es fragt Ihre Heiligkeit

Euch (scl. Wilhelm d. Ä.) gar oft und viel nach und benedeit Euer wohlhergebrachtes Alter samt der katholischen Beständigkeit.“

Hochbetagt zog sich Wilhelm d. Ä. 1550/51 von der politischen Bühne zurück, auf der er sich als Augsburger Landvogt, Statthalter Württembergs, Gesandter des Schwäbischen Bundes, als oberster Feldhauptmann, Hofmeister König Ferdinands und als Rat Kaiser Karls V. hervorragend bewährt und ausgezeichnet hatte. Die Regierung seiner Herrschaften legte er in die fähigen Hände seines Sohnes Wilhelm d. J. Dem Geist der Zeit entsprechend mußte Wilhelm d. Ä. mancherlei harte Späne bestehen. Lange dauerten die Differenzen mit der Innsbrucker Regierung wegen der Kriegs- und Reichssteuern in den fünf Donaustädten und den weiteren waldburgischen Mannsinhabungen. Während des Bauernkrieges hatte er Zwistigkeiten mit den Untertanen dieser Städte und einen Prozeß mit St. Georg in Isny wegen der umstrittenen Reichsstandschaft des Klosters. Mit ihm und Ravensburg lagen auch die Landvogtei Schwaben, Altdorf und die Klöster Baint, Weingarten und Weissenau wegen der Holznutzung im Altdorfer Wald im Streite.

Wilhelm d. Ä. war sehr gebildet, ein Gönner der Universität Tübingen, maßgebend beteiligt an der Einführung des kostenlosen Unterrichtes für die Studenten der artes liberales; er finanzierte auch Caspar Churrers Edition der Annalen des Lambert von Hersfeld. Gottesfürchtig, treu dem Glauben seiner Vorfahren ließ er durch den Bischof von Konstanz neue Statuten für den Klerus der truchsessischen Städte ausarbeiten und suchte aus eigener Initiative die Mißstände bei seinen Geistlichen und Untertanen zu beseitigen, ohne erst das Ende des Konzils von Trient abzuwarten. Von der Auswirkung des Konzils versprach er sich nicht viel, wenn er in einem an seinen Sohn Kardinal Otto gerichteten Brief vom 15. Mai 1545 schreibt: „Virgang des Concilii habe ich gerne gehört, aber der alt Wilhelm hat wenig Hoffnung, es werden denn 10 000 gerüstete Pferde und 20 000 gute Landsknechte zu Exekutoren ernannt.“ Besondere Erwähnung verdienen seine Almosenstiftungen zu Trauchburg und Scheer. In letzterer Stadt stiftete er die St. Sebastianskaplanei, baute die St. Oswaldskapelle, verbesserte den Unterhalt der Scheerer Chorschüler, beschenkte das Spital zu Scheer und vermachte seinen Untertanen 1000 fl. zu einem ewigen Almosen.

Auch in der Familie sorgte er als strenger und doch wieder seelenguter Vater aufs beste für die gute Erziehung und vortreffliche Ausbildung seiner sieben

Kinder. Seinen Sohn Otto forderte er auf, während des Studiums in Pavia sparsam zu sein; seinen Sohn Wilhelm d. J. ermahnte er in einem Schreiben aus Bad Hohenems vom 11./12. Juni 1535 mit den weisen Worten: „Hab Gottesfurcht, schwör nit und trink nit zu, handle mit Rat, mehr mit Güte als Zorn und Worten!“

Die Sense des unerbittlichen Schnitters Tod ereilte Wilhelm d. Ä. am 17. März 1557. Der tote Reichserbtruchseß wurde an der Seite seiner Gemahlin in der Schloßkirche zu Scheer feierlich beigesetzt. Durch seinen Heimgang verloren die eigenen Untertanen den gerechten und weisen Landesherrn, Württemberg den ehemaligen Statthalter, die deutschen Fürsten einen sehr talentierten Gesandten, König Ferdinand und Kaiser Karl V. einen der vertrautesten Ratgeber, gewiegten Diplomaten und großen

Staatsmann, die Universität Tübingen den gütigen Cönnner, Kunst und Wissenschaft den im Geist des Humanismus und der Renaissance aufgeschlossenen Mäzen. Reichserbtruchseß Wilhelm d. Ä. Freiherr von Waldburg gereichte durch seine vielseitigen überragenden Leistungen dem waldburgischen Hause, seiner schwäbischen Heimat, dem Reiche und dem christlichen Abendlande zur Zierde und zum Ruhme.

Archivalische Quellen: Fürstl. Waldburg-Zeilsches Gesamtarchiv in Schloß Zeil, Archiv Kiflegg und Archiv Trauchburg, und Fürstl. Waldburg-Wolfeggisches Gesamtarchiv, Archiv Wolfegg; literarische Quellen: Josef Vochezer, Geschichte des fürstl. Hauses Waldburg in Schwaben 2 (Kempten, Kösel, 1900), Matthäus von Pappenheim, Chronik der Truchsess von Waldburg 1.2 (Kempten, Valentin Mayer, 1777 und 1785) und Walter Grube, Der Stuttgarter Landtag 1457–1957 (Stuttgart, Ernst Klett Verlag, 1957).

Ein Mann in schwerer Zeit

Betrachtung zur Studie von Fritz Ernst:

„Aus dem Nachlaß des Generals *Walther Reinhardt*“

Die Geschehnisse, die vor vierzig Jahren auch unsere Heimat so einschneidend mitberührten, sollen an dieser Stelle nicht breiter behandelt werden. Historisch war, was sich in Stuttgart in teilweise betrübendsten Formen vollzog, eine zwangsläufige Folge der Umwälzung im ganzen deutschen Reich, und diese letzten Endes ein Ergebnis des nach so großen Opfern und Hoffnungen verlorenen Kriegs. Als schwäbische Leistung dürfen wir betonen, daß unsere Heimat am raschesten zu geordneten Verhältnissen zurückfand.

Unter den Männern, die außerhalb Württembergs an entscheidender Stelle für das gleiche Ziel Ungewöhnliches geleistet haben, steht der i. J. 1930 zu früh gestorbene General Walther Reinhardt (geb. Stuttgart 24. III. 1872) an erster Stelle.

Sein Name und seine Rolle sind einst und bis heute nicht genug beachtet geblieben. Die Bescheidenheit, in der er seine Person hinter der Aufgabe zurücktreten ließ, beherrscht auch die nachgelassenen Schriften dieses Manns, der als Generalstäbler und Truppenführer hervorragend, als Soldaten-Erzieher unübertroffen war; nach dem vielmißbrauchten Wort, mehr zu sein als zu scheinen, ist er seinem Nachruhm selbst im Licht gestanden.

Daß er, der Württemberger, in der Krise nach dem Zusammenbruch noch als Oberst zum preußischen Kriegsminister berufen wurde, – daß er, um aus dem Streit um äußerliche Fragen zu neuen dringlichen Ergebnissen zu gelangen, zeitweilig den Verzicht auf die überlieferten Rangabzeichen in Kauf nahm, – daß er als Chef der

Heeresleitung beim Kapp-Putsch bereit gewesen war, die Meuterei innerhalb der jungen Wehrmacht mit Waffengewalt niederzuschlagen, – diese Bekundungen einer vorurteilslosen Bereitschaft, um der Sache willen entschlossen das als notwendig Erkannte zu tun, hat ihm damals manche Anfeindung von Heißspornen eingetragen, die sich mit den Tatsachen und ihren Forderungen nicht abzufinden vermochten. Nicht minder tragisch war, daß in Kreisen der Regierungsparteien das Verständnis für den nach wie vor unbeirrt nationalgesinnten Offizier ebenso fehlte, wobei zum Teil die Verwechslung mit dem republikfeindlichen Kommandeur des Berliner Freiwilligen-Regiments Reinhardt in einer oberflächlichen Presse mehrfach mitwirkte.

Wer er wirklich war, zeigt das Urteil aller, die mit ihm zu tun hatten: auf seiner unbedingten Aufrichtigkeit und Verlässlichkeit beruhte das Vertrauen Eberts und des sozialdemokratischen Kriegsministers Noske ebenso wie das des deutschnationalen ehemaligen Generalstabs-Chefs des Kronprinzen, General v. d. Schulenburg, und so vieler, die Schritt für Schritt einzusehen lernten, daß er auf schwierigem Wege, seinem klaren Verstand, Pflichtgefühl und männlichen Gewissen folgend, das Richtige erkannt und getan hatte. Wo er Widerstand fand, begegnete er ihm ohne Haß; er überragt mit dieser Haltung den von ihm dennoch als Soldat bewunderten Ludendorff und hat auch über Nachkriegs-Rivalitäten mit Seeckt oder Gröner, aus deren Familienkreis umstrittene, subjektiv beeinflusste Memoiren auf uns gekommen sind, nie ein Wort verloren.



Diese Vornehmheit soll nicht dazu führen, Wirken und Charakter eines solchen Mannes neben anderen in Vergessenheit geraten zu lassen. So ist die Studie von Fritz Ernst, – im Sinne seines Vorbilds noch immer fast zu knapp auf die Widerspiegelung der damaligen Ereignisse zugeschnitten – zur rechten Stunde erschienen, als Kunde von einem wackeren Schwaben, der sich nie forcht' und dem zusammen mit vielen pflichtgetreuen Männern der Politik, Wirtschaft und Armee an der Herausführung des Vaterlandes aus dem damaligen Chaos ein Hauptverdienst gebührt. Das berüchtigte „Wenn“ historischer Rückschau sei hier gewagt, um mit der Bedeutung seines zu frühen Hinscheidens auch die des ganzen Mannes recht zu würdigen: einen Mann wie Walther Reinhardt hat die von ihm geschaffene Reichswehr in der entscheidenden Stunde 1933 nicht mehr gehabt!

Immer weniger werden es, die ihn selbst, die eindringliche Wirkung seiner so gar nicht auf bloßen Effekt ein-

gestellten Persönlichkeit noch erlebt haben. Ihnen wird wohl nicht so sehr der still planende Arbeiter, nicht der hohe Generalstäbler in Erinnerung geblieben sein, der aus freiem Entschluß bei der einsamen Sappe in Rußland selbst auf Erkundung vors Drahthindernis hinaus kroch; unauslöschlich klingen aber jedem, der ihn hören durfte, seine tiefdurchdachten Ansprachen nach, seine Bemühungen um die Bildung der ihm Untergebenen. „Reinhardt-Schulen“ hießen noch lange nach seinem Tode die Kurse, die er für die Wehrmacht zusammen mit der Universität und Hochschule für Politik eingerichtet hatte. In ihm steckte, ohne Schulmeisterei, ein „Lehrer von Gottes Gnaden“; andere lehrend, war er selbst für alle, denen er sein Wissen und Wesen weiterzugeben suchte, die Vervollkommnung eines männlichen Ideals, wie es Goethe in den Wahlverwandtschaften sieht: daß keiner Höheres wirken könne als der gebildete Offizier.

Wilhelm Kohlhaas

Ein deutscher Tannenbaum

Es sind nun schon vierzig Jahre her. Wir saßen in unserer Gefangenenbaracke hinten irgendwo in Sibirien, zwischen Baikalsee und Chinesensteppe. Der Wind pfiff eisig durch die Fensterritzen – vergebens stopften wir alte Lumpen in die verquollenen Fugen. Der eine Ofen wärmte die große Baracke schlecht.

Es war ein paar Tage vor Weihnachten. Klirrender Frost sang draußen, in majestätischer Öde lag das vereiste sibirische Land. Mißmutig hockten die russischen Wachtposten bei einem Feuerchen oder stampften auf und ab, um das Blut durch die erstarrenden Adern zu jagen.

Es war vor Weihnachten, und es war trostlos. Da saßen wir, zehntausend Kilometer von der Heimat, nach der wir uns zersehnten, von der wir träumten. Nie empfanden wir das ganze Elend unserer Gefangenenloses heftiger als in der Weihnachtszeit. Wir haften einander, wir kannten uns zu gründlich vom ständigen Beisammensein. Eines jeden Traum war ein kleines Zimmer, das man abschließen konnte, verriegeln vor den Gesichtern der Kameraden, deren heimlichste Züge wir auswendig wußten.

Es war vor Weihnachten . . . In weiter Ferne reckten irgendwo deutsche Tannenwälder weiße Wipfel in den Winterhimmel, flockig fiel Schnee, und festkündende Kirchenglocken läuteten über Dorf und Stadt. In heimelig warmen Stuben richtete man Kerzen für den Lichterbaum, und frohe Kinderstimmen sangen: „Stille Nacht, heilige Nacht . . .“. Um uns aber war sibirische Steppe. Kein Baum, kein Strauch; keine wipfelnde Krone raunte Märchen im Wind . . .

Auch wir würden Weihnachten feiern, zu feiern versuchen, gewiß. Wir brauchten Umtrieb und Taumel, um das Heimweh zu ersticken. Wir hatten Krapfen gebacken, wir hatten Tabak aufgespart, und die Russen würden Schnaps schmuggeln. Wir würden voneinander so tun, als seien wir aufgeräumter Stimmung, wir würden forsche Lieder singen, und wir würden uns wahrscheinlich betrinken. Wir würden das Elend für ein paar Stunden vergessen und es nachher um so bitterer empfinden.

So saßen wir an diesem Abend kurz vor dem Fest in der Baracke und träumten vor uns hin. Qualmten wohl eine aus schlechter Machorka gedrehte Zigarette, warfen spärliche Worte hin: vom neuen Lagerkommandanten, vom Fluchtversuch eines Kameraden, vom Krieg. Nur nichts von Weihnachten. . . .

Da wurde einer von uns aufs russische Lagerpostbüro gerufen. Auf sprang der Kamerad, stülpte die unförmige Pelzmütze über die Ohren, schlüpfte in den

Mantel, eilte fort. Neidisch schauten wir ihm nach: der Glückliche bekam wohl Post von zu Hause – gerade aufs Fest . . . Das Gespräch brach jetzt völlig ab, und wir blickten uns böse und von der Seite an, denn jeder wußte vom andern, daß er jetzt an die Heimat und an Weihnachten dachte. Und jeder schämte sich darob vor dem andern . . .

Der Kamerad kam zurück und aller Augen wandten sich ihm zu. Dieser Hans im Glück! Nicht nur einen Brief hatte er – ein umfangreiches Paket schleppte er in den Fäusten. Jeder sah verstohlen darauf. Wir sahen dem Mann zu, wie er hurtig den Mantel abwarf, die Mütze vergaß er abzusetzen, und wie er mit hastigen Fingern die Verschnürung löste; es war ja alles so öffentlich bei uns. Der russische Postmensch war anständig gewesen und hatte das Paket nicht geöffnet. Nun würden wohl leckere Konserven herauskullern, Schokolade wohl gar und Tabak und andere Köstlichkeiten. Dieser Glücksvogel, dieser – Die Verpackung fiel auseinander, und in einem Kistchen lag schmuck und grün ein – Tannenbäumchen! Ein allgemeiner Aufschrei: „Ah!“ Dann sprach eine kleine Weile niemand mehr ein Wort. Verdutzt waren wir alle, stumm geworden. Dieses Bäumchen da kam aus der Heimat, kam aus Deutschland. Heimatsonne und Heimatwind waren über es gefluten. Und lag nun da vor uns, hinten im hintersten Sibirien, in der baumlosen Steppe. Lag da, frisch und grün, und duftete nach Wald und Harz.

Mit einem Male wich die Beklemmung von uns; die verwunschene Verzauberung, die von diesem unscheinbaren Bäumchen ausgegangen, fiel von uns ab. Wir sprangen von den Pritschen, wir drängten uns hinzu, wir betasteten mit scheuen Fingern die Nadeln, die Zweige, den Stamm. Wir lachten und sprachen und lärmten durcheinander. Wir waren glücklich, wir waren wie Kinder. Wir schämten uns nicht vor einander, ja, wir waren uns in diesem Augenblick herzlich zugetan wie sonst nie. Bittere Feindschaften waren begraben, Geist echter Kameradschaft strömte von Mann zu Mann. Was sibirische Steppe? Was Gefangenschaft?! Wir hatten einen deutschen Tannenbaum. Kerzchen lagen dabei; sie würden brennen am Heiligen Abend. Heimat würde um uns sein.

Unter freudig aufgeregten Gesprächen und kinderfrohem Gelächter legten wir uns an diesem Abend auf unsere harten Pritschen. War es Täuschung, daß wir uns noch im hintersten Barackenwinkel vom Duft des deutschen Tannenbäumchens umspielt glaubten? In unsere Träume nahmen wir ihn hinüber – in unsere Träume, in die festliche deutsche Weihnachtsglocken hineinläuteten . . .

Karl Fuß

Das Lied vom verlorenen Sohn

Gedenkblatt für Martin Lang zu seinem 75. Geburtstag
am 27. November 1958

Martin Lang, ein Pfarrerssohn von der Schwäbischen Alb, war als Hauptlektor der Deutschen Verlagsanstalt entscheidend beteiligt an der Gestaltung der deutschen Literaturgeschichte in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts.

Das ist schon ein Wort, und vielleicht ist die Grenzziehung sogar noch zu eng. Man darf nur daran denken, daß der genannte Verlag während der Zeit Martin Langs den französischen Romandichter André Gide und den spanischen Philosophen Ortega y Gasset bei uns eingeführt hat.

Von seinen eigenen Büchern ist nur die „Schbatzaweisheit“, eine Sammlung von Gedichten und Erzählungen, bis heute lebendig geblieben. Mit ihr gehört Martin Lang aber zu den „Klassikern“ der schwäbischen Mundartdichtung. Der „Büschlesma“, der sich beim Verkauf von Brennreisig so durchtrieben zu seinen Gunsten „verzählt“, ist vielen auch ohne den Namen Martin Lang bekannt. Mit dieser Erzählung ist Martin Lang ins anonyme Volksgut eingegangen wie die Dichter von Volksliedern. Er selbst nannte das Büchlein seine „Jugendsünde“ – vielleicht aus dem leise bohrenden Gefühl, daß ihm noch andere hätten folgen sollen. Mit seinen schöpferischen Einfällen aber war er ein Mann des Augenblicks, der sich wenig um Bewahrung und Dauer kümmerte. Wer seine literarischen Vorträge hörte, weiß das. Er sprach frei, und wenn er sich warm geredet hatte, strömten ihm die Einfälle zu. So bot er einmal eine Einführung in das Nibelungenlied während gerade der Nibelungenfarbfilm gezeigt wurde. „Dieser Film“, sagte er, „ist wie ein prächtiges Feuerwerk, aber das Nibelungenlied ist wie der ewige Sternenhimmel.“

Mit dem Dichter Hermann Hesse verband ihn persönliche Freundschaft seit jungen Tagen. Unermüdlich trat er für die Werke des Freundes ein. Nach Hugo Ball, Hesses erstem Biographen, hat Martin Lang wohl am meisten zum Durchbruch des Gesamtwerkes von Hermann Hesse beigetragen.

In den „Tagebuchblättern 1955“ (Band 7 seiner „Gesammelten Schriften“) gedenkt Hermann Hesse seiner. Ein befreundeter Maler, berichtet Hesse von seinem 78. Geburtstag, „hat eine schöne Zeichnung des Hauses gesandt, das ich mir vor fünfzig Jahren am Bodensee gebaut habe; die Bäume und Hecken darum sind groß geworden, doch kenne ich alles wieder und denke der Zeit, da ich in diesem neugebauten Hause und seinem neu angelegten Garten den jungen schwäbischen Dichter Martin Lang so oft als Gast und Mitarbeiter bei mir hatte“.

Unbekannt ist, daß auch in einer Dichtung Hermann Hesses ein kleines Denkmal für den Jugendfreund steht. Davon möchte ich hier berichten.

Es handelt sich um „Knulp“, den liebenswerten Land-

fahrer, der uns zeigt, wie man durch innere Freiheit sein Menschentum wahrte. In einer bildhaften Szene stellt ihn sein Dichter vor. Dabei läßt er ihn eine hübsche, kennzeichnende Strophe sprechen. Knulp hat, wie die Musikdramatiker sagen, ein Auftrittslied.

Zu später Abendstunde klopft es an die Haustüre. Der Hausbesitzer und Handwerksmeister, der Weißgerber Rothfuß, fragt durchs Fenster in die dunkle Gasse hinunter, wer da sei und ob's nicht bis morgen Zeit hätte.

„Knulp, als er die Stimme des alten Freundes hörte, wurde trotz aller Müdigkeit sofort munter. Er erinnerte sich an ein Verschen, das er vor Jahren gemacht hatte, als er einmal vier Wochen mit Emil Rothfuß zusammen gewandert war, und sang alsbald am Haus hinauf:

Es sitzt ein müder Wandrer
In einer Restauration,
Das ist gewiß kein anderer
Als der verlorene Sohn.“

Klingt diese reizende Strophe nicht im Ohr, als müßte man sie schon einmal gehört haben? Sie steht in Anführungszeichen, es handelt sich also um ein Zitat. Könnte sie nicht einem Volkslied entstammen?

Ich gestehe, daß ich manche Sammlung durchsucht und nichts gefunden habe. – War die Strophe für ein Volkslied nicht zu straff, zu witzig und geistreich? Ich gab das Suchen in Volksliedersammlungen auf.

Eine freundliche Begegnung brachte die unerwartete Klärung. Eines Nachmittags saß ich mit Martin Lang an einem Tischchen vor dem Schloßgartenhotel in Stuttgart. Ich hatte um diese Zusammenkunft gebeten, weil ich viel von Hermann Hesse wissen wollte. (Mein Büchlein „Hermann Hesse, Werk und Leben. Ein Dichterbildnis“, Hans Carl Verlag, Nürnberg 1954, sollte noch möglichst viel Biographisches aufbewahren, ehe es verloren geht.) Martin Lang war nach Gaienhofen zu Besuch gekommen und hatte Hermann Hesse beim Einrichten seines Gartens geholfen. 1907 muß das gewesen sein, als Hesse, wir hörten es eben, ein Eigenheim baute, nachdem er drei Jahre lang in einem gemieteten Bauernhaus gewohnt hatte.

Man ließ sich Zeit bei der gärtnerischen Arbeit. Einige Geruhsamkeit gab es damals noch und man wollte ja auch ein bäuerlich naturnahes Leben führen.

Selbstverständlich hatte die Atmosphäre dennoch einen Stich ins Literarische. Mancher heitere Vers wurde zitiert, mancher selbst geschmiedet.

„Damals“, erzählte Martin Lang, „improvisierte ich das kleine Gedicht, dessen erste Strophe Sie aus dem ‚Knulp‘ wahrscheinlich kennen.“

Ich beichtete mein langes, vergebliches Suchen in Volksliedersammlungen. „Ich habe das Ding“, ergänzte Martin Lang, „dann aufgeschrieben und dem ‚Simplizissimus‘ geschickt, der es mit einer Zeichnung von Wilhelm Schulz brachte und gut bezahlte.“

Martin Lang konnte es, nach fast einem halben Jahrhundert, noch auswendig. Ich bat ihn, mir das Gedicht

gelegentlich zu schicken. In seiner schönen, ornamental schmuckhaften Handschrift besitze ich es heute noch. Es lautet:

Der verlorene Sohn

Einkehrt ein müder Wanderer
In einer Restauration,
Es ist gewiß kein anderer
Als der verlorene Sohn.

Wohl gäb's gebackene Leber,
Ein köstliches Gericht.
Der Jüngling will nur Treber,
Was andres ißt er nicht.

Er reist in der Legende,
Er tut es dieserhalb,
Sie nimmt ein fröhliches Ende
Bei dem gemästeten Kalb.

In den Geschichten von „Knulp“ ist die erste, leicht umgebildete Strophe als Erinnerung eingefügt. Als freundliche Erinnerung wird Hermann Hesse sie während der Arbeit an seiner Dichtung wohl auch empfunden haben. Sie paßt hinein. Martin Langs kleine Gelegenheitspoesie und Hermann Hesses schöne Dichtung um ein Menschenbild stehen beide im Raum einer geistigen Freiheit, die immer gefährdet bleibt. In dem Dienst, sie zu bewahren, steht das ganze Lebenswerk des Dichters Hermann Hesse, in diesem Dienst stand auch die Lebensarbeit des 1955 gestorbenen Martin Lang.

Gotthilf Hafner

Landes Sache — eigene Sache!

Die ewige Legende vom 9. November 1918

Von der traditionellen Auffassung, daß jede Angelegenheit des Landes zugleich ureigenste Sache jedes einzelnen sei, ist der demokratische Bundesbürger im Gegensatz zur Schweiz heute wohl weiter entfernt als zur Zeit der Väter, die sich „ihrem“ König in ganz persönlicher Beziehung als dem Sinnbild ihres Staats verbunden fühlten.

Hier wird, bis auf ein bekanntes heimatgeschichtliches Denkmal, nicht etwa von den ‚Stuttgarter Anlagen‘ die Rede sein, dem heute akuten Beispiel für die Wandlung der Theorie aktiv-bürgerlicher Mitbestimmung zur Praxis passiver Hinnahme von Verwaltungsplanungen. Wir müssen, in eigener Forschungs-Angelegenheit des Autors als einer Sache des Landesinteresses, auf die Ereignisse zurückgreifen, die sich vor vierzig Jahren im Wilhelmspalast abspielten.

Seit Jahrzehnten hat sich im Schwabenland die Mär erhalten, es habe am 9. November 1918, als alle schimmernden Paladine versagten, ein schlichter Mann aus dem Volke sich mutig zum Beschützer des verlassenem

Königs aufgeworfen, ihn vor den eingedrungenen Revolutionären „gerettet“ und (so heißt es schließlich in der neuesten sog. Geschichtsdarstellung von H. O. Meißner, Brühl Verlag, Gießen) sogar einen „Königsmord“ verhütet! Welch wildes Volk wir doch sind!

Zunächst ist vorauszuschicken, daß alle diese Darstellungen ausnahmslos auf den angeblichen Helden selbst zurückgehen, dem allerdings Forscher von Rang und Namen kritiklos Ohr und Feder geliehen haben. Was aber ist in Wirklichkeit geschehen? Einige mehr neugierige als bedrohliche Krakehler waren in das private Haus des Königs eingedrungen, haben ihn aber nicht zu Gesicht bekommen, da der Kabinettschef Frhr. v. Neurath mit der treuen Dienerschaft seine Tür behütete und ein ernstlicher Versuch gar nicht gemacht wurde. Doch schon daß es so weit kam, ist in ganz Württemberg, ohne Ansehen der politischen Einstellung, immer als beschämend empfunden worden.

Nicht minder beschämend ist nun, wie jener fragwürdig Beteiligte aus einer nie geschehenen „Bedrohung“ des Königs für sich ein Ruhmesblatt in der Landesgeschichte zu rupfen und immer wieder Gutgläubige zu finden suchte, damit seine Legende doch einmal zu einer Staatsrente und einem Denkmal neben dem Wildbader guten Hirten führen solle; denn darauf ist es, dokumentarisch!, immer ausgegangen!

Wie jeder kritisch Prüfende hat der Verfasser vor Jahren die Unglaubwürdigkeit der, übrigens im Quadrat der zeitlichen Entfernung heroisch zunehmenden, Rolle dieses Mannes nur aus dessen eigenem Bericht ersehen; die erste öffentliche Stellungnahme gegen diesen Ruhm, der bereits in Geschichts- und Schulbüchern geisterte, hat bei dem politischen Rückhalt des Helden im Jahre 1933 allerdings zu keinen angenehmen Folgen geführt. Dabei war dieser „Techniker“ Gustav Esterle schon früh nach 1918 von den sozialdemokratischen Führern Blos und Keil, an die er sich zunächst heranmachte, ebenso wie von den polizeilichen Fachkennern P. Hahn und E. Wildermuth in seiner echten damaligen Rolle durchschaut worden, und seine an den König gerichteten erpresserischen Briefe lagen gesammelt bei der Hofkammer! Als er erstmals mit seinem Rettungsmärchen an die Öffentlichkeit trat, erfuhr er eine schlagrührende Widerlegung durch den kgl. Leibjäger und andere, und die „Südd. Arbeiterzeitung“ drückte den Stempel darauf, daß der angebliche nationale Held in Wahrheit Kommunist war . . .

Doch mit erstaunlicher Zähigkeit suchte und fand er immer wieder Gehör in Kreisen, deren unbehagliches Schuldgefühl eine Beschönigung für jene Vorgänge begrüßte oder leichtgläubig in nichtssagenden Briefbestätigungen von Hofchargen, an die sich der schlaue Mann gewandt hatte, ernste historische Belege zu sehen meinten. Nachdem der wackere Schwabe aus (sagen wir es vorsichtig:) höchst zweifelhaften Motiven 1918 als Linksradikaler im Palast aufgetaucht war, trat er 14 Jahre später mit einem SA-Sturm demonstrativ mit einer Kranz-

niederlegung am Königsgrab hervor, und als ihn die NSDAP doch auch abschtüttelte, war er nach 1945 als ihr „Opfer“ ebenso ungeniert wieder auf dem Plan mit einer Kühnheit, die durch alle noch so klaren Beweise und Forschungsergebnisse nicht niederzuwerfen ist. Im Staatsanzeiger vom 4. November 1958 hat Wilhelm Keil anlässlich der 40. Wiederkehr jener Tage eine vernichtende Zusammenstellung der Tatsachen und Zeugnisse veröffentlicht. Dennoch wird diese Sache als übler ‚Schwabenstreich‘ unausrottbar bleiben, wenn wir nicht in all jenen gedruckten „Quellen“ die Darstellung streichen, die in der genannten Veröffentlichung aus der Feder H. O. Meißners zu schlechterdings untragbaren Übertreibungen geführt hat.

Wilhelm Kohlbaas

Helft unsere Hecken schützen!

Bauern und Naturfreunde, schützt unsere Hecken vor sinnlosem Abholzen und Abbrennen! Sie sind von land- und forstwirtschaftlichem Nutzen und bestimmen den Reiz und die Schönheit unserer heimischen Natur und Landschaft!

„Die verdammten Hecken“, schimpft der Bauer und macht sich mit Axt und Haue jedes Jahr an die Arbeit, all die großen lästigen „Unkräuter“, die verdammten Hecken mit Stumpf und Stiel zu roden oder gar abzubrennen. Muß dieser Krieg zwischen Mensch und Natur immer sein, müssen ihm in jedem Frühjahr Kilometer von Hecken zum Opfer fallen? Unsere Hecken siedeln sich am liebsten an Weg-, Wald-, Wiesen- und Ackerrändern an. Sie wachsen auch an Böschungen, in Steinbrüchen, an Bachrändern und Schuttabladeplätzen und sind dort eine Zierde für den Naturfreund.

Da ist der Hartriegel, ein Strauch mit roten Zweigen, im Herbst mit rotverfärbten Blättern und schwarzen Beeren. Allbekannt ist die Schlehe, auch Schwarzdorn genannt, ein Strauch mit scharfen Dornen und prächtigen weißen Blüten; im April oder Mai säumen die blühenden Schlehenbüsche die Waldränder und Raine mit einem hellen, zarten märchenhaften Schleier. Zwei Weißdornarten bilden starke Stäucher mit stattlich weißen Blüten. Die Kreuzdorne, das Pulverholz, der hübsche Liguster und die wilden Rosen gehören ebenfalls zur Gesellschaft unserer Hecken. Holunder, Hasel und Hainbuche, an feuchten Plätzen, auch die Erle wachsen in ihrer Nachbarschaft zu richtigen Bäumen aus.

Waldrebe und Geißblatt und andere Schlinggewächse verbinden die Sträucher zu einem dichten, undurchdringlichen Geflecht. All dieses Kleingehölz entzückt zu allen Jahreszeiten das Auge des Naturfreundes! Unsere Hecken prägen, neben dem Wald, das Gesicht unserer Heimat und verleihen ihr den stillen Zauber, der Naturfreunde und Erholungssuchende immer wieder anzieht.

Schön gesagt, denkt der Bauer, aber ist die Dorfflur ein

Park für Erholungssuchende? All diese Büsche und Hecken sind doch nur Licht- und Nahrungsräuber auf den Wiesen und Äckern. Vielleicht geben sie als Brennholz wenigstens noch warm im Ofen!

Wo die Hecken auf Kosten der Landwirtschaft überhandnehmen, sollen sie ruhig gestutzt und geputzt werden, aber mit Maß und Ziel, denn die Hecken sind auch von Nutzen in der Landwirtschaft. Sie schaffen die in Wald und Feld zu allem Wachstum notwendige *Luftruhe*. Diese Luftruhe ist neben Bodenbearbeitung und Düngung ein sehr wesentlicher Punkt, der leider oft auch vom geschulten Landwirt und Obstgärtner übersehen wird. Der erfahrene und gutausgebildete Forstmann dagegen hat diese Bedeutung der Luftruhe schon seit Jahrzehnten längst wieder richtig erkannt. Aber all diese Gehölze sind in anderer Beziehung noch von weit größerer Bedeutung; sie bilden natürliche Nist- und Schutzstätten für unsere heimische *Vogelwelt*. Jeder Bauer schätzt diese nützlichen, kleinen, unentbehrlichen Helfer in der *Schädlingsbekämpfung* ebenso sehr, wie der Naturfreund diese gefiederten Sänger von Herzen liebt.

Ein Heer von Schädlingen, hauptsächlich Insekten, bringen den Bauer alljährlich zu einem guten Teil um den Erfolg seiner mühevollen Arbeit. Das beste und billigste Mittel gegen die schädlichen Insekten sind unsere heimischen Vögel. Ihre natürliche Heimat sind unsere Hecken. Folgende Vogelarten wohnen in ihnen: Grasmücken, Zaunkönige, Rotkehlchen, Dorndreher, Großer Würger, Gold- und Grauammer, Amsel, Weidenlaubsänger, Hänfling, Buch- und Distelfink. In hohlen Bäumen und Wurzelstöcken leben Gartenbaumläufer, Meisen, Grauspecht oder Wendehals. Mehr als die Hälfte dieser Vogelarten sind Insektenfresser. Großer Würger und Dorndreher vertilgen nicht nur Maikäfer und haarige Raupen von Obstschädlingen, sondern auch Mäuse. Amsel und Finken ernähren ihre Jungen mit Insekten und vertilgen große Mengen von Unkrautsamen und Engerlingen. Freilich nascht die Amsel ab und zu Frühobst und Beeren, aber dieser Schaden ist gering gegenüber dem Nutzen, denn ihre Hauptspeise bilden Schnecken und Raupen. Alle unsere nützlichen Kleinvögel verzehren Unmengen von Frostspanneraupen, Obstmaden, Gespinstmotten, Apfelblütenstechern und Borkenkäfern, die die Hauptschädlinge im Obstbau sind. Wenn man weiß, daß eine Meise im Jahr etwa 6 Millionen Insekten- oder 8000 Raupen verzehrt, wird man mit allen Mitteln die Förderung und den Schutz unserer heimischen Vogelwelt anstreben.

Die Ausrottung der Hecken bedeutet somit eine Verminderung oder gar Vernichtung unserer einzigen natürlichen Helfer im Kampf mit den Schädlingen. Ob unsere Pflanzenschutzmittel wirksamer sind oder nicht – auf jeden Fall können sie die Arbeit der Vögel nur ergänzen, aber niemals ersetzen. Die Vögel sind zudem immer da, sie suchen und fressen immer, sind nicht gesundheitsschädlich und kosten keinen Pfennig Geld.

Auch noch andere nützliche Tiere sind in den Hecken

daheim: nützliche Raubkäfer, Marienkäfer, Spinnen und Schlupfwespen. Sie helfen uns im Kampf gegen Blattläuse, Obstmade, Heu- und Sauerwurm, Apfelpespinntmotten und andere schädliche Raupen und Kleinschmetterlinge. Vergessen wir nicht Igel, Ringelnatter, Frösche, Kröten und Eidechsen, die in den Hecken Unterkunft und Vermehrungsmöglichkeiten finden und für uns von großem Nutzen sind in Feld und Garten.

Was ist so aller Schaden, den man den Hecken zuschreibt, gegenüber dem mittelbaren oder unmittelbaren Wert für Land- und Forstwirtschaft! Können diese paar Quadratmeter Land und das bißchen Brennholz, das möglicherweise weggehauene Hecken liefern, auch nur im geringsten den Nutzen der Hecke aufwiegen? Auch aus meiner Liebe zur Natur und Landschaft sollte es unsere Pflicht sein, die Hecken möglichst zu schonen. Häßliche Raine und viel obdachlose Tiere sind die traurigen Folgen des sinnlosen Krieges gegen die Hecken. Trotzdem das *Abbrennen von Rainen* gesetzlich (vom 21. März bis 30. September) verboten ist, wird immer wieder aus bloßem Vergnügen an ihnen gezündelt. Das gesetzliche Verbot, glaube ich, würde von manchem besser verstanden werden, wenn er sehen und erleben könnte, was für Tragödien so eine Brandstiftung zur Folge hat. Aus dem Hort des Friedens wird eine Stätte des Grauens. Brütenden Altvögeln wird das Dach über dem Kopf abgebrannt, Eidechsen und Igel braten bei lebendigem Leibe und die Hummeln, denen wir den Klee verdanken, ersticken in ihren Erdnestern!

Bauern und Naturfreunde, schützt deshalb unsere Hecken, denkt an ihren Nutzen und an ihre Schönheit in unserer heimischen Natur und Landschaft.

Christian Hindennach, Vierundzwanzig Höfe

Der Volkskunde-Kongreß in Nürnberg

Der Volkskunde-Kongreß (11. Deutscher Volkskundetag), veranstaltet vom Verband der Vereine für Volkskunde e. V. in Verbindung mit dem Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg, hat vom 20. bis 25. Oktober stattgefunden.

Das *Germanische Nationalmuseum* in Nürnberg, berühmt u. a. auch durch seine reiche Volkskunst-Abteilung, war nicht allein gleichsam ein würdiger Rahmen der Verbandstagung. Darüber hinaus erhielt der Kongreß durch die Vorträge von Ludwig Grote und Erich Meyer-Heisig noch eine besondere Note.

In erfreulicher Stärke waren auch in Nürnberg die Kollegen aus dem Ausland (Österreich, Schweiz, Niederlande, England) vertreten. Insbesondere aber war das Bild von den in überraschender Zahl erschienenen Nachwuchskräften (Studenten, Doktoranden, außerplanmäßigen Lehrern usw.) bestimmt. Man konnte und durfte den Eindruck gewinnen, daß die Universitäts-, Hochschul-

und Akademielehrer mit sichtlichem Erfolg daran arbeiten, der wissenschaftlichen Volkskunde jugendliche Kräfte zuzuführen und damit den Bestand des „Faches“ für die Zukunft zu sichern. Dieses Faktum gilt es um so nachdrücklicher zu unterstreichen, als die Volkskunde auch heute noch nicht die Stellung in der Universitäts-, Lehrer- und Schulbildung einnimmt, die ihr gebührt. Um so mehr ist diese freiwillige Teilnahme jugendlicher Volkskundler zu begrüßen, als ein Beweis dafür, daß der „Idealismus“ noch keineswegs ausgestorben ist, und das Schlagwort von der „skeptischen Generation“ genauer überprüft werden muß. Die oft beklagte „Überalterung“ der Wissenschaften, die sich auf weite Strecken mit dem Historischen und Traditionellen befassen, gilt also, was die Volkskunde betrifft, offenbar nicht.

Es ist selbstverständlich, daß auch der Nürnberger Kongreß am Schicksal unserer Zeit teilhat. Damit soll hier gesagt sein, daß auch eine volkskundliche Tagung in die Unrast unserer Tage hineingezogen ist. Wenn man – allgemein – von einer Abnahme der Tagungsfreudigkeit spricht, so läßt sich diese Beobachtung auch auf einem Volkskunde-Kongreß machen. Beim wachsenden Arbeitspensum des modernen Wissenschaftlers ist es für den einzelnen nicht immer ganz leicht, sich auf etliche Tage von seinen Berufsgeschäften und von seiner Spezialarbeit zu trennen. Eine größere Stadt als Tagungsort bringt überdies auch die Gefahr einer größeren Zerstreuung und Zersplitterung mit sich; es läßt sich überlegen, ob es nicht ratsam wäre, im Gedanken an spätere Tagungen wieder zu einem mehr geschlossenen Raum – man denke etwa an die Möglichkeiten in Jugenheim beim Kongreß 1951 – hinzustreben.

Die *Tagungsfolge* war auch in Nürnberg, der Tradition entsprechend, zweigeteilt.

Es wurden sechs große *Vorträge* gehalten; ihre Zusammenfassung zu einem Nürnberger Band wäre sehr wünschenswert, zumal da die Akustik hin und wieder zu wünschen übrig ließ, und es unmöglich war, eine solche bunte Fülle von Tatsachen und Gedanken, wie sie in Nürnberg dargeboten wurde, „mitzubekommen“.

J. M. Ritz (München) sprach in einem großangelegten Überblick über das Thema: „Bayern und die Volkskunde“, über die „Vorgeschichte“ und Geschichte der Volkskunde, ein Gebiet also, das in unserer Wissenschaft immer mit besonderem Eifer – und mit Recht – gepflegt wird. Dieser Vortrag bekam dadurch noch ein besonderes Gewicht, daß das Jahr 1958 ein Jubiläumsjahr der Volkskunde ist, das nicht übergangen werden darf; vom Jahre 1858 stammt der programmatische Vortrag W. R. Riehls: „Die Volkskunde als Wissenschaft“.

Der Vortrag von J. M. Ritz ging die Württemberger um so näher an, als sehr freundschaftliche Beziehungen zwischen der württembergischen und bayerischen Landesstelle für Volkskunde (Hans Moser und Karl-S. Kramer) und den Universitäten Würzburg und Tübingen bestehen, als auch die Bemühungen um die Volkskunde der Heimatvertriebenen Stuttgart – Tübingen und München

(Josef Hanika und Alfred Karasek in Berchtesgaden) eng miteinander verbinden. Der Erste Direktor des Germanischen Nationalmuseums, *Ludwig Grote*, behandelte ein Thema, das für manchen Besucher überraschend gewesen sein mag: „Expressionismus und Volkskunst“. Der Rückgriff, der sehr bewußte Rückgriff auf die Volkskunst, wie er die Bestrebungen der Expressionisten – es handelt sich durchaus nicht nur um Kapriolen! – kennzeichnet, verdient ein weiteres Nachdenken. (Man hat es sich wohl mit beiden oft viel zu einfach gemacht: mit dem Expressionismus und mit der Volkskunst.)

Josef Dünninger (Universität Würzburg) forderte neue und verfeinerte Methoden, was die „Probleme einer regionalen Volkskunde“ angeht, die er am Beispiel „Franken“ in außerordentlich eindringlicher und anschaulicher Weise entwickelte. Er ging davon aus, daß das Thema „ein wenig außer Kurs“ gekommen sei, daß es aber gleichwohl nicht angehe, diese schwierigen und legitimen Fragen der „populären Ausdeutung“ und den simplifizierenden Urteilen der Halb- oder Pseudogelehrsamkeit zu überlassen. Was in diesem Gebiet der Stammescharakteristik schon an Unheil angerichtet wurde, das ist bekannt. Die Probleme lassen sich aber auch nicht in erster Linie von der Völkerpsychologie lösen; sie operiert – im Unterschied zur historisch fundierten und orientierten – Volkskunde mit „zeitlosen“ psychologischen Kategorien. Die Verdienste dieser Wissenschaft sind zwar nicht zu bestreiten – man denke etwa an Hellpach –, allein ohne die ununterbrochene Aussprache zwischen Landesgeschichte und Volkskunde wird man kaum zu befriedigenden Ergebnissen kommen. Welches Gewicht hat allein die Frage des Verhältnisses von Territorialem und Regionalem. *Josef Dünningers* Vortrag ist in der Eile nicht nachzubauen; jede verkürzende Wiedergabe ist gefährlich, wenn es sich um Probleme von diesem Range handelt. Es wird sich hoffentlich bald die Gelegenheit ergeben, zu diesem, mit besonderem Beifall aufgenommenen, Vortrag zurückzukehren. Er geht uns Württemberger sehr stark an, die Altwürttemberger kaum weniger als die Bewohner württ. Frankens.

Rudolf Kriß (Honorarprofessor an der Universität München) befaßte sich insbesondere mit der Heiligenverehrung in seinem Vortrag mit der Überschrift: „Christlicher und mohammedanischer Volksglaube“. Das Problem: Hochreligion und Volksreligion stellt sich gewiß nicht allein den christlichen Kirchen. Ob man von „Beiglauben“ (christl.) oder von „Zugeseltem“ (moh.) spricht, verschlägt ja schließlich nicht viel. *Kriß*'s Referat machte es deutlich, wie dringend nötig es ist, den Blick zu weiten, die Grundphänomene, mit denen es Religionswissenschaft und Volkskunde zu tun haben, schärfer zu sehen und zu fassen.

Gottfried Roesler (Osterhofen) ist von Beruf Facharzt. Er war daher in besonderer Weise dazu autorisiert, über „Das Problem der Stammesvermischung – volkskundlich und genealogisch gesehen“ zu sprechen. Mit seinem Vortrag hat er einen wertvollen Beitrag zur Volkskunde der

Heimatvertriebenen gegeben und sich dabei eng an die von *Hermann Bausinger* entwickelten Begriffe angeschlossen, was die naive bzw. sentimentalische Beharrung bzw. Einfügung betrifft. (Vgl. *H. Bausingers* Aufsatz: Beharrung und Einfügung. Zur Typik des Einlebens der Flüchtlinge im Jahrbuch der Volkskunde der Heimatvertriebenen, Bd. II/1956, S. 9–16.) *G. Roesler*, der interessantes Material, vornehmlich auch was die „familiäre“ Verschmelzung zwischen „Alt“- und „Neubürgern“, zwischen verschiedenen Stammes„verwandten“ betrifft, zusammengetragen hat, wird wohl seine Ergebnisse im nächsten Band des Jahrbuchs der Heimatvertriebenen veröffentlichen.

E. Meyer-Heisigs Vortrag über „Das Germanische Nationalmuseum und die Volkskunde“ vermochte gerade auch dem Nichtfachmann einen lebendigen Eindruck von den vielfältigen Aufgaben des Museums zu vermitteln. Daß er dabei auf die „Geschichte“ und Funktion einzelner Stücke („Parade“teppiche) einging, war besonders dankenswert.

Eine wichtige Ergänzung zu den (repräsentativen) Vorträgen stellten die *Arbeitsberichte* dar. Hier ließ sich ein Einblick in die Arbeit der Institute gewinnen, hier gaben namhafte Fachvertreter Rechenschaft von ihren Leistungen und Plänen. Schon eine simple Aufzählung vermöchte den Respekt vor einer Wissenschaft zu stärken, die von Jahr zu Jahr differenzierter wird; der „Universalvolkskundler“, der alle Gebiete – wenigstens *übersieht*, wird mehr und mehr zu einer seltenen Erscheinung werden. Um so nötiger ist es daher, daß sich die spezialisierten Arbeiter immer wieder einmal treffen und miteinander abstimmen; eine Zerklüftung in einzelne Disziplinen und Disziplinchen wäre vom Ubel.

Die *Exkursionen*, ein wichtiger Teil eines Volkskundekongresses, führten nach Feuchtwangen und Rothenburg o. d. T. Wer schon eine Führung durch das Feuchtwanger Museum von *J. M. Ritz* erlebt hat, der kann es einigermaßen ermessen, wie groß der Eindruck namentlich auch auf die norddeutschen Fachgenossen gewesen ist; Feuchtwangen und *J. M. Ritz*, das ist eine lebendige und unvergeßliche Einheit.

Bei den nachmittäglichen Exkursionen konnte der Besucher wählen zwischen *Hersbruck* (mit seinem schönen Hirtenmuseum) und *Bubenreuth*, der sudetendeutschen Geigenbauersiedlung bei Erlangen unter der kundigen Führung von *Friedrich Heinz Schmidt-Ebhausen*.

In der *Abgeordnetenversammlung* des 22. Oktobers wurde *Helmut Dölker* wieder zum Vorsitzenden des Verbandes gewählt. *Paul Alpers*, Celle, dankte Prof. *Dölker* für seine unermüdliche und erfolgreiche Arbeit – im Namen der ganzen Versammlung. Über Einzelheiten dieser Versammlung kann hier nicht eingehender berichtet werden. Der Wunsch nach neuen Kommissionen zur Belebung und Stärkung der wissenschaftlichen Tätigkeit wurde laut; eine solche für Volkskunst ist in der Bildung begriffen; weitere Kommissionen folgen, um die Arbeit auf einzelnen Gebieten noch stärker zu aktivieren. Auch das

Mitteilungsblatt des Verbandes soll in wachsendem Maße zu einem Organ entwickelt werden, das nicht allein die Mitglieder von den bedeutenden Vorgängen im Verbandsleben unterrichtet, sondern auch zugleich die Möglichkeit zum wissenschaftlichen Austausch gibt.

Daß auch dieser Kongreß geglückt ist – einzelne Wünsche bleiben natürlich immer übrig –, das ist vor allem J. M. Ritz und Helmut Dölker zu verdanken sowie dem Manne, der auch zur Vorbereitung der Nürnberger Tage viel entsagungsvolle Arbeit geleistet hat, dem Schatzmeister und Geschäftsführer des Verbandes, Dr. Friedrich Heinz Schmidt-Ebhausen.

Der nächste Kongreß soll im Frühjahr 1960 stattfinden. Der Tagungsort wird noch zu bestimmen sein.

Dieter Narr

100 Jahre Denkmalpflege in Württemberg

Im Jahr 1858 wurde der Ulmer Gymnasiallehrer Dr. Konrad Dietrich Haßler nebenamtlich zum „Conservator“ der Altertümer im Königreich Württemberg bestellt. Damit begann hierzulande das, was man eine amtliche Denkmalpflege heißen kann. Das „Nebenamt“ von damals hat sich unter Haßlers Nachfolgern zur Behörde entwickelt und angesichts der stets bescheidenen Mittel, die zur Verfügung standen, im kleinen und im großen für die Erhaltung und Pflege der Kulturgüter des Landes Erstaunliches geleistet.

Wenn der Gründer des Amtes als Pionier für den Gedanken der staatlichen Fürsorge für die Kunst- und Baudenkmale angesehen werden muß, so darf man seinen Nachfolger Eduard Paulus d. J. als den Mann ansprechen, dem es gegeben war, mit der Begeisterung und dem Wort des Dichters weitere Kreise für die Aufgaben der Denkmalpflege zu erwärmen. Um die Jahrhundertwende begann diese unter der Leitung von Eugen Gradmann sich im heutigen Sinn wissenschaftlich zu orientieren, und kurz vor dem ersten Weltkrieg bekam sie ihre rechtliche Verankerung vor allem in der Bauordnung von 1910. Der Aufbau eines umfassenderen Landesamtes für Denkmalpflege, nun auch mit der Bodendenkmalpflege, der Museumspflege, der Archivpflege und der Betreuung der Werte des Volkstums beauftragt, war von 1920 an das große Werk Peter Goesslers, dem es die politischen Verhältnisse der 30iger Jahre nicht mehr gestatteten, auch das ihm vorschwebende hohe Ziel eines zusammenfassenden staatlichen Heimatpflegeamtes zu erreichen.

Seit dem Neuaufbau folgte die Arbeit des Denkmalamtes unter der Hand feinsinniger und verständiger Sachbearbeiter in Forschung und Pflege den sich stets verbessernden fachmännischen Methoden; sie führte allenthalben im Lande zu beachtenswerten Erfolgen. War schon dabei Richard Schmidt maßgebend gewesen, so ist es allein sein Verdienst, daß auf dem Trümmerfeld von 1945 die Arbeit sinnvoll, zielbewußt und tatkräftig ohne

viel Säumen wieder aufgenommen wurde. Sein Name ist auch mit der Schaffung des „Landesverzeichnisses der Baudenkmale in Württemberg“, der Grundlage jeglichen Denkmalschutzes, und mit mehreren Inventarbänden auf immer verbunden. Während des Krieges und auch schon in den Jahren vorher hat er, ohne daß die Öffentlichkeit dessen gewahr wurde, schützend und rettend viel drohende Zerstörung abgewandt, und als Amtsvorstand für den nordwürttembergischen Teil (nach 1945) gelang es ihm, den von ihm selbst nach den modernen Grundsätzen der Denkmalpflege herangezogenen Stamm der Mitarbeiter, darunter auch der eingearbeiteten Restauratoren, wieder zu sammeln, zu den dringendsten Fällen zu leiten und somit auch im Angesicht der Katastrophe der Denkmalpflege wieder Gehör zu verschaffen.

Die beiden Ämter in Stuttgart und in Tübingen haben auf eine große Veranstaltung aus Anlaß des 100jährigen Geburtstags verzichtet und dem Vorschlag des Schwäbischen Heimatbunds zugestimmt, mehrere seiner Vorträge in diesem Winter den Fragen der Denkmalpflege zu widmen. Der erste davon wurde im besonderen aus Anlaß des Gedächtnisjahres veranstaltet. Von Vertretern des Staats und der Kirchenleitungen wie von Privaten sehr gut besucht, fand er am Freitag, 7. November, im Alten Schloß statt. Es sprach der Direktor des Bayer. Landesamts für Denkmalpflege, Generalkonservator Dr. Kreisel, über „Probleme der Denkmalpflege“. Die Ausführungen zeigten, daß bei gleichen oder ähnlichen Fragen, wie sie auch hier vorliegen, die Lösungen in Bayern im ganzen konservativer gewählt werden als bei uns und boten somit reichlichen Anlaß zum Nachdenken und zu weiteren Diskussionen im kleinen Kreis.

Helmut Dölker

Vorweihnacht

Traumleis fällt
Der weiche Schnee
Auf das stille Land. –
Vor uns liegt
Das weite Feld
Schweigsam ausgespannt.

Hören fern
Im Flockenfall
Märchenschön ein Lied,
Das das Herz
Mit Trost erfüllt,
Liebesart umblüht.

Singt uns froh
Vom Weihnachtslicht,
Das am Wunderbaum
Bald erglüht
Beim Liebesfest,
Schön geschmückt im Raum.

Paul Häcker

Der 2. Band von Hans Reyhings Roman-Trilogie

Die *Familienbibel* ist der Titel des 2. Bandes der Roman-Trilogie, in der die Neu-Herausgabe des „Tausendjährigen Ackers“ erfolgt.

Während der erste Band die Schicksale des Dorfes, seiner Menschen und des „Ackers“ in der Epoche des Mittelalters darstellt, führt der zweite Band mit drei umfangreichen Erzählungen in die Neue Zeit hinein. Die Geschichte „Der neue Tag“ tut das Tor dahin auf und läßt die geistigen und sozialen Bewegungen nach 1500, die Reformation, die durch den Prediger Matthäus Alber in der Reichsstadt Reutlingen außerordentlich einprägsam ins Werk gesetzt wurde, und den Bauernkrieg vor uns abrollen. Der Sohn des Herrn vom „Acker“, der Schultzeißensohn Barthel, der zu dieser Zeit das Barchentweben in Reutlingen lernt, erwirbt dort das von Luther übersetzte Neue Testament, lernt darin das Lesen und bringt es nach Hause, der Vater lernt darin ebenfalls das Lesen, während der Sohn den Nachbarn und Freunden abends daraus vorliest, wenn auch die österreichische Regierung in Stuttgart – Herzog Ulrich, der Landesherr, ist vertrieben worden! – unter Androhung des Verlustes von Hab und Gut das Lesen der Schriften Luthers verboten hat. Ein Feind des Schultzeißen bringt die geheimen Leseabende beim Obervogt in Urach zur Anzeige und die Schultzeißenfamilie verliert ihren halben Besitz und den „Acker“ dazu, um den es ja im Gesamtwerk geht. Der Sohn tritt ins Bauernheer ein, ist auch in der großen Bauernschlacht bei Böblingen dabei, in der Hoffnung, daß auf diesem Weg Herzog Ulrich wieder ins Land und dann der Vater wieder zum Acker und seinem verlorenen Besitz käme. Es gelingt allerdings durch den Bauernkrieg nicht, aber durch die Rückkehr des Herzogs neun Jahre später. Auch „Die Familienbibel“ erhält nun ihren Ehrenplatz im Haus.

Die Eigenart im Aufbau des weitgespannten Romanwerks besteht darin, daß die einzelnen Kapitel in sich geschlossene Erzählungen sind, die durch starke durchlaufende Fäden zu einem Ganzen zusammengebunden werden, vor allem durch den „Acker“ und seine Schicksale und damit auch durch die Schicksale seiner Besitzer, sodann durch die Geheimnisse, die vom Brechhölzle gehütet werden, ein in den verschiedenen Zeiten sich wandelnder Geist und ein im Hölzle verborgener Schatz.

Mit der Familienbibel und ihren Eintragungen, die von Erzählung zu Erzählung folgen, kommt ein neuer starker Faden der Bindung zu den alten Fäden. In der Zeit des Dreißigjährigen Krieges ist diese Bibel in den Händen des Schulmeisters Martin Sammetinger, dessen Frau sie von ihrem Vater überkommen hat.

Nach der Schlacht bei Nördlingen, der Schicksalsschlacht des Württemberger Landes, wurde das Dorf überfallen und niedergebrannt, der Schulmeister und sein Weib wurden erschlagen, wie es in der zweiten Geschichte des Bandes, „Die Schatzgräber“ erzählt wird. Wir entnehmen daraus den Schluß:

Ein Reiter drang in die Stube des Hauses ein. Gefühlos stieg er über die Leichen. Verächtlich stieß er mit dem Fuß die am Boden liegende Bibel zur Seite. Kastentüren flogen auf und Schubladen wurden herausgerissen; gierige, wühlende Hände durchsuchten sie. Gering war die Ausbeute, ein paar Geldstücke, einige Zinnbecher. Woher sollten die Leute Gold- und Schmuckstücke haben? Das Tongeschirr klirrte zu hundert Scherben zusammen. Die

armseligen Holzlöffel samt der Tischnubel flogen auf den Boden. Das Brot zertrat der grobe Stiefel.

Unter einem wuchtigen Fußtritt wich die Kammertüre. Hier fanden sich erst recht keine Schätze. Verächtlich schlug der Soldat die Stockscherben mit wohlgepflegten Rosmarinpflanzen vom Fenstersims. Sein scharfer Säbel schlitzte die Betten auf, die Federn stäubten heraus. Das Büblein, das in die Kammer geflüchtet war, entdeckte der ungebärdige Reiter nicht; es kauerte herzklopfend unter der Bettlade und wagte nicht zu atmen. Der Soldat stampfte in die Küche und schlug auch dort alles zusammen. Die Glut im Herde streute er wild auf dem Boden umher. Dann zog er die beiden Kühe aus dem Stall und trieb sie zur Hülle hinunter, wo neben den zusammengestellten Pferden, die von dem vorgelegten Heu fraßen, schon eine kleine Herde Vieh zusammengetrieben war, die ob des erregten, ungewohnten Treibens ängstlich zusammenbrüllte.

Aus den zerschlagenen Fenstern der Häuser quollen die Bettfedern auf die Gasse herunter. Auf dem Dachfirst des alten Schultzeißenhofes spreitete der rote Hahn sein Flammengefieder, und bald auch loderte die uralte Linde in tausend Feuerzungen auf. Die Flammen sprangen von einem Dachfirst zum andern. Von Haus zu Haus aber rannten wie teuflische Spukgestalten die Soldaten, immer enttäuscht von den spärlichen Funden, immer gieriger nach Raub.

Der kleine Hansmartin lag mäuschenstill unter der Bettlade in der Schlafkammer des Schulhauses. Angstbedrückt pochte sein kleines Herz, und er horchte angespannt, ob der böse Mann nicht noch einmal in die Kammer träte. Aber er hörte nur das Klirren des Küchengeschirrs, das der Soldat in Trümmer schlug, und das allmählich schwächer werdende Brüllen des Viehs, das vom Hause weggetrieben wurde. So löste sich die Spannung der Angst, und von der Müdigkeit und dem überstandenen Schrecken überwältigt, schlief er ein.

An einem Knistern wachte er einige Zeit später wieder auf und kroch nun unter der Bettlade hervor. Auf dem rauhen Bretterboden sah er die Rosmarinstöcke liegen. Von ihnen legte die Mutter manchmal ein Zweiglein in das große Buch, daraus ihr der Vater vorlas. Es lag daneben – offen, auf der Schwelle der Kammertüre. Die Blätter zeigten noch die Spuren des groben Soldatenstiefels. Das Büblein legte ebenfalls einen Rosmarinstengel ins Buch, schlug es zu und hob es vom Boden auf. Kaum vermochte der Kleine mit der Last fertig zu werden.

Nun aber begann sein kleines Herz aufs neue erregt zu klopfen und er bekam kaum noch Atem. Vor ihm lagen Vater und Mutter und rührten sich nicht. Neben jedem von ihnen stand eine Lache Blut. Ach, wie tat das Herz ihm weh! Ängstlich rief er: „Mutterle!“ Es kam keine Antwort. Dann rief er noch ängstlicher: „Vaterle!“ Wieder keine Antwort. Er erschrak vor seiner eigenen Stimme.

Noch einmal wagte er den Anruf, mit erhöhter Kraft, aber die Kehle schnürte sich ihm zusammen, daß der Laut erstickte. Wieder erhielt er keine Antwort. Schließen sie denn so tief? Alle beide?

Jetzt schien es, also ob der Vater die Augenlider ein wenig aufschlüge; doch fielen sie ihm gleich wieder zu. Er hatte wohl noch nicht genug geschlafen. Ängstlich blickte sich der Kleine in der Stube um. Was für ein Krachen und Knistern war es denn, das er schon eine Weile hörte, oben über der Stube und der Kammer? Jetzt kam es auch aus der Küche. Und es war ein Rauch im Haus, daß er nun husten mußte. Es wurde ihm unheimlich. Es drängte ihn, die Stube zu verlassen. Ängstlich stieg er über den wüsten, fremden Kerl hinweg, der unter der offenen Stubentüre lag.

Von diesem Anblick erschreckt, ging Hansmartin rasch aus dem Haus. Im Hofe lag, ein wenig zur Seite geschleudert sein Wägelein. Er richtete es auf und belud es mit dem Buch. Nun sah er, wie die Flammen oben zum Haus hinausschlugen. Das Strohdach brannte lichterloh. Auch des Rauschers Haus brannte und des Hülenbauern Haus unten an der Gasse bei der Hüle auch! Das Pfarrhaus ebenfalls und die Kirche! Es war eine heiße Luft; überall flammte und rauchte es. Er mußte immer wieder husten, und es ward ihm bang. Die Mutter hatte schon oft gesagt, man dürfe nicht so nah ans Feuer hin, also verließ er den Hof. Er zog das Wägelein die Gasse hinunter der Hüle zu. Aber auch neben der Hüle brannte alles. Er fuhr an ihr entlang, immer weiter, das Dorf hinauf. Kam denn niemand und fragte ihn: „Hansmartele, wohin mit deinem Wägele?“ Nein, es ließ sich niemand sehen . . . War er denn allein? Allein auf dieser ganzen weiten Welt?

Nun schritt aus dem Veringerhof, der nicht brannte, ein Soldat, auf dem Rücken einen schweren Pack Leinwand. Es war ein Reiter, der in der Raubgier den Sammelruf überhört haben mochte. Hansmartin wurde es leichter. Da kam wenigstens ein Mensch!

Er hielt mit seinem Wagen an und sagte zu dem Menschen: „Mutterle und Vaterle schlafen. Wenn sie aufwachen, tut Vaterle lesen. Da!“ Er deutete auf die Familienbibel.

Der Mensch gab keine Antwort. Er warf nur einen rohen, wilden Blick herüber und setzte mit dem gestohlenen Gut keuchend seinen Weg fort.

Auch das Büblein fuhr weiter. Es meinte, der böse Blick des Soldaten folge ihm, und es ging rascher. Enger schnürte sich ihm das Herz. Es konnte nicht mehr weiter fahren, sondern hielt an und rief aus der Verlassenheit seines schwer beladenen Kinderherzens schmerzvoll in die verlorene Welt hinein: „Mutterle! Vaterle!“ und begann zu schluchzen, daß es ihm die Brust schüttelte. Da schlüpfte oben im Dorf aus dem Hartmannshof, der nicht brannte, die Bäuerin mit einem Kind im Arm und ging ängstlich um sich blickend auf das einsame Kind zu. „Komm, Büble!“ sagte sie und nahm es in den andern Arm. „Dann hat das Bärbele ein Kamerädle!“

Und aus dem Stall trat, sich ebenso ängstlich umblickend, der Hartmannsbauer und zog das Wägelein mit der Familienbibel, aus der ein grünes Rosmarinreislein ragte, rasch ins Haus.

*

In der Familienbibel aber ist ein alter Eintrag zu lesen, der nach unwesentlichen Änderungen der ursprünglichen Fassung folgenden Inhalts ist: Am 10. August Anno 1660 bin ich Hans Martin Sammetinger mit der Barbara Hartmann copuliert worden, just an dem Tag, da vor 25 Jahren eine streifend Partey nach Bernloch gekommen und es fast gänzlich abgebrunnen ist. Nur der Veringerhof, der Kleinhansenhof und unser Hartmannshof seind stehen geblieben. Es muß eine unmenschliche Horde gewesen sein. Die meisten Leute sind erschlagen, erstochen oder erschossen worden, auch meine leibliche Mutter selig, auch der Soldatenkonrad, der kein Kind gehabt hat, so daß der Acker, von dem immer ein besonder Reden gegangen, an unsern Hof gekommen, dieweil wir seiner Sippe angehören. Mein seliger Vater ist von einer Kugel getroffen lang bewußtlos in der Stube gelegen, hat sich dann gerade noch aus dem brennenden Haus retten können. Er ist aber kurz darnach verstorben. Es ist eine böse Zeit gewesen. Die Leute sind dormalen in die Wäld geflüchtet, zuvörderst zum Köhler in den Spitzwald. Es seind auch nachher noch viel Überfäll gewesen, und haben wir fliehen müssen, und im Jahr 1637 ist mein Ziehvater von einer streifend Partey Marodeurbrüdern erschlagen worden. Nachdem der Fried geschlossen gewesen, hat man ein gut Stück vor das Dorf hinaus Engstingen zu die Friedenslinde gesetzt, zum Zeichen, daß alles möcht wieder grünen und aufleben. Liegt aber noch viel Feld, das man vor dem Krieg gebaut, brach und wild. Auch stehen jetzt noch nit all Häuser im Flecken. Schon Anno 40 ist einer von Aurich hergezogen, ein Weber, des Namens Kaspar Wild, der gut mit der Feder hat umgehen können, hat auch geschulet, daß das arm Volk des Schreibens sollt kund werden. Heut hat man die Kirch geweiht, ein klein bescheidenlich Bauwesen, hanget nur ein Glöcklein auf dem Turm und gibt nur einen blechen Ton, so man nit weit höret, man hat auch nur ein zinnen Abendmahlskelch. Vorher ist man lang in Waldstetten in die Kirch gegangen, und als wieder ein Pfarr dagewesen, hat er zuerst in den Häusern gepredigt, hat lang nit eine Bibel gehabt und ist die unser die einzig gewesen. Zum Bauen hat man an vielen Orten gesammelt, hat auch vom Ampt etwas bekommen. Seind auch noch Schulden da. Heut ist der erst Gottesdienst in der Kirch gewesen und unser Hochzeit die erst darin. Und der Pfarr hat eine Predigt tan über den Text, den er dem Psalter entnommen hab, an der Stell, wo ich nach dem Erzählen meiner Ziehmutter als ein kleines Büble hab einen Rosmarin in die Bibel gelegt. Und das sind die Wort: Du hast Menschen lassen über uns fahren; wir sind in Feuer und Wasser kommen; aber du hast uns ausgeführt und erquicket. Gott mög uns den Frieden erhalten!

Paul Albert, *Wilhelm Kraut, vom Flaschnerbuben zum Professor – Leben und Lebenswerk*. Banholzer & Co., Stuttgart-Rottweil 1956. 271 Seiten, DM 9.80. – Das reiche Leben Wilhelm Krauts, des Schöpfers der Balingener Waagenfabrik Bizerba, umspannt in einem weiten Bogen ein Stück schwäbischer Wirtschaftsgeschichte vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Eines ihrer hervorstechenden Merkmale ist die Entwicklung von kleinen und kleinsten Werkstätten zu großen Industrieunternehmen von Weltgeltung. Immer war dies in erster Linie die Leistung einzelner, die Leistung von Männern, denen neben technischer Erfindergabe vor allem Willenskraft, zäher Fleiß, Mut und Verantwortungsbewußtsein eigneten. Einer von ihnen war Wilhelm Kraut. – Früh zeigte sich an dem Jungen eine aufs Praktische abzielende Begabung sowie der Drang, die Dinge zu meistern und in seinen Dienst zu stellen. In seinem Heimatort Enzweihingen war er der führende Kopf unter den Buben, und mit fünfzehn Jahren war er bereits Geselle in der väterlichen Flaschnerei. Doch dann nimmt sein Leben die erste entscheidende Wendung: aus dem Flaschnerbuben wird ein Zeichengehilfe, der für die neue Chorwand der Vaihinger Kirche eine gotische Rosette entwirft. Künstlerische und technische Begabung haben sich in diesem Werk durchdrungen, doch von jetzt an zieht den jungen Kraut die Technik ganz in ihren Bann. Der eiserne Wille, vorwärts zu kommen und immer mehr zu lernen, läßt ihn zu einem Elektrofachmann werden, gefördert von großen Firmen und mit schwierigsten Aufgaben betraut. Vaihingen an der Enz, Frankfurt am Main, Stuttgart, Nürtingen und Balingen sind die Stationen seiner raschen und steilen Entwicklung zum Spezialisten für Elektrizitätswerke. Wilhelm Krauts Ziel jedoch ist die berufliche Selbständigkeit. Er verläßt die gesicherte Laufbahn und übernimmt die kleine mechanische Werkstätte seines Schwiegervaters Bizer, wo er sich von Grund auf in den Waagenbau einarbeitet. Techniker, Konstrukteur und Organisator zugleich muß er sein, doch Kraut meistert mit Härte und Ausdauer alle Schwierigkeiten; er führt seinen Betrieb durch Krisenzeiten und über Schicksalsschläge wirtschaftlicher, politischer und persönlicher Art über Jahrzehnte sicher hinweg. Aus kleinsten Anfängen heraus schuf er in einem Menschenalter eine Firma von weltweiten Beziehungen. Die Biographie Wilhelm Krauts schildert Leben und Werk eines hervorragenden Menschen und bedeutenden Wirtschaftspioniers. Es ist das Vorbild eines tätigen Lebens, das als Beispiel bester schwäbischer Tradition zugleich verpflichtend ist. Man möchte sich das Buch deshalb vor allem auch in die Hand junger Menschen wünschen. Es ist in lebendiger, unterhaltender Form geschrieben, mit Federzeichnungen von Karl Staudinger geschmückt und kann als Weihnachtsgeschenk warm empfohlen werden. J. Hampp

Rudolf Brügel, *Unvergessenes Stuttgart*. Adolf Bonz & Co., Stuttgart, DM 12.80. – In schlichter Weise erzählt der Verfasser unterhaltsam, oft humorvoll, wie man einst in Stuttgart lebte. Ein reiches geistiges und kulturelles Leben durchpulste damals unsere noch gemütliche schwäbische Metropole, und nicht zuletzt hatte die Kirche daran einen erheblichen Anteil. So wird es verständlich, wenn Dekan Brügel im ersten Teil seiner Erinnerungen dem kirchlichen Leben des damaligen Stuttgart einen breiten Raum schenkt. Unvergessene Männer wie Feldpropst v. Blum, der treffliche Geistliche der Hospitalkirche Stadtdekan Paul Keeser, zuletzt Hofprediger, dann Theodor Traub, schließlich die Stiftsprediger Gott-

lieb Weitbrecht, der sich auch als Schriftsteller fruchtbar erwies, und Christian Römer, lauter Männer, die nicht nur das kirchliche Leben Stuttgarts, vielmehr des ganzen Landes befruchteten, werden in kräftigen Bildern nachgezeichnet. Selbst dem Mesnerstand hat der Verfasser in einigen würdigen Vertretern ein liebevolles Andenken gewidmet. Er erinnert auch an manchen trefflichen Schulmann. Weiterhin kommt die Musik, die ihm zeitlebens ein unentbehrlicher Begleiter war, zu ihrem Recht. Er gedenkt der großen Künstler, die einst in der Musica Sacra, im Konzertsaal, in Theater und Oper mit ihrer hohen Kunst unzähligen Menschen Stunden der Erholung schenkten. Selbst die Militärmusik ist nicht vergessen. Dem einst in Deutschland unter Putlitz führenden Hoftheater ist ein lebendig geschriebener Abschnitt gewidmet. Neben vielem anderem unserer jungen Generation längst Versunkenem, weiß der Verfasser in einem aufschlußreichen Kapitel auch vom Landtag und manchem politischen Kopf auf der Regierungsbank zu berichten. Alles in allem ein Buch, das ein Stück Kulturgeschichte der schwäbischen Landeshauptstadt um die Jahrhundertwende der Nachwelt festhält. Walter Weber

Friedrich Seebaß, *Schwabeköpfe*. Kreuz-Verlag Stuttgart, 362 S., DM 19.80. – Eine Verwandtschaft mit E. Müllers „Stiftsköpfen“ deutet sich schon im Titel an und findet sich auch in der Tatsache, daß sich der 70-jährige Verfasser, als Herausgeber der Briefe Blumhardts, schon früh mit den protestantischen Faktoren der schwäbischen Geisteswelt befaßt hat. So mag den 28 prägnant gestalteten Lebensläufen, die mit brieflichen Selbstzeugnissen zu sprechenden Bildern mit einer auf jeder Seite spürbaren Liebe zu unserer Heimat und ihrem Wesen zusammengestellt sind, als einzige Einschränkung vorausgeschickt werden, daß sie bewußt auf Altwürttemberg beschränkt blieben. Ohne die oberschwäbische Komponente, die ja erst vom 19. Jahrhundert ab im vergrößerten Staatsgebiet mitzusprechen beginnt, geht es hier um die Wurzeln des geistigen Schwabentums im alten fürstlichen Kerngebiet. Wir dürfen diese Frucht einer jahrelangen Forscher- und Sammlerarbeit in dieser sorgsam Auswahl freudig begrüßen: wer die Vielseitigkeit heimatlicher Art kennenlernen will, wer zu bedeutenden schwäbischen Namen das passende knappe und doch klare Charakterbild sucht, mag immer aufs neue einen Blick in dies Werk tun, das nicht bestimmt ist, an einem Tage ausgelesen und zur Seite gestellt zu werden. Dem norddeutschen Autor gebührt unser aller herzlicher Dank! Wilhelm Kohlbaas

Aus der Vergangenheit von Urbach. Herausgeber: Familienarchiv Hornschuch, Schorndorf; Verfasser: Wilhelm Böhringer (1958). – Daß Senator W. Hornschuch auf das Festbuch „50 Jahre Konrad Hornschuch“ des Jahres 1956 nun das vorliegende Werk erscheinen läßt, werden alle Heimatfreunde dankbar begrüßen. Wilhelm Böhringer hat darin eine Reihe von heimatgeschichtlichen Themen auf der Grundlage genauer Literaturkenntnis und sorgfältigen Aktenstudiums behandelt. Der Abschnitt über die Vorsteher des Urbacher Stabs gibt einen guten Einblick in die Verwaltung eines altwürttembergischen dörflichen Amtes und vermittelt bezeichnende zeitgenössische Einzelheiten. Von allgemeinerer Bedeutung sind ferner die Abhandlungen über die Oberurbacher Kirche, den Widumhof, das Schloß, die Keltern und die Mühlen sowie die Dorfbrunnen. Es schadet nichts, daß hier und dort die Einordnung in die landesgeschichtlichen Zusammenhänge etwas stärker hätte betont werden können, so etwa hinsichtlich der Glasgemälde, die Hans Wentzel kunstgeschichtlich einstuft, oder des Meisters des Kirchenbaus von 1509–1512, der in der Überlieferung der

altwürttembergischen Spätgotik steht. Im Gegenteil, gerade darin nimmt sich dieses Werk vorteilhaft neben anderen Heimatbüchern aus, daß es sich nicht mit der Wiederholung der gesamtgeschichtlichen Entwicklung abgibt, wie sie überall und an allen Stellen ähnlich in Erscheinung trat, sondern in medias res geht. Wer einen Abschnitt über das Bauernhaus in Oberurbach vermißt, kann sich an verschiedenen Abbildungen, denen vorbildliche Erläuterungen beigegeben wurden, schadlos halten. Im übrigen nur eine Einzelheit als Ergänzung: das Widumhaus ist 1528 bezeichnet und besitzt (oder besaß?) eine schöne, gesprengte und geschnitzte Holzdecke. Als quer aufgeschlossenes Einhaus des 16. Jahrhunderts ist es auch typologisch der Beachtung wert. Die Ausstattung des Buches mit Abbildungen nach Photos und Zeichnungen auf Kunstdruckpapier in tadellosem Einband ist im übrigen ausgezeichnet. So wird jeder Heimatfreund das Werk mit Vergnügen zur Hand nehmen und daraus viel Anschauung und Belehrung schöpfen, vielleicht auch Ermunterung zu entsprechender Arbeit an anderem Ort.

A. Schabl

Bad Mergentheim, Deutschordensstadt und Heilbad, von Dr. W. Carle. – Man bewundert Umsicht und vielseitige Kenntnis, mit denen der Verfasser durch die „Stadt der zwei Gesichte“ führt. So kam ein im umfassenden und ganzheitlichen Sinn heimatkundlicher Führer zustande, wie ihn wenige Städte besitzen. Er erstreckt sich von der Betrachtung der erdgeschichtlichen Voraussetzungen der Badquellen und ihrer Heilanalysen über die Würdigung der geschichtlichen Grundlagen der Stadt Mergentheim und ihres Bildes bis zu der Einführung in die kunstgeschichtlichen Einzelerscheinungen, auch der näheren und weiteren Umgebung. Nicht zuletzt erscheint der Verfasser gerade hier, von seinem Wissen abgesehen, durch die Tiefe und Spannweite einführender Anverwandlung als Vermittler der Schönheiten der Tauberstadt und des Taubertales für eine breitere Öffentlichkeit berufen. Wenn dem Besprecher ein kleiner Wunsch verstattet ist, so der, daß bei einer zu erwartenden Neuauflage in den weitgespannten Kreis der „entfernteren Fahrtziele“ auch Wermutshausen mit seinem Kirchlein, dessen Schlüsselloch-Blick Mörrike zeichnete, dazu das dortige Pfarrhaus, wo der „Urfreund“ Hartlaub saß, aufgenommen werden möchte.

A. Schabl

Städte, Klöster und Kirchen unserer Heimat

Aus Agnes Günthers Wunderland, Steinkopf, Stuttgart, DM 3.–. Toni Schneiders bringt schöne Aufnahmen von Langenburg und Umgebung zu Agnes Günthers Buch „Die Heilige und ihr Narr“; der Sohn der Dichterin gibt einen einführenden Text, der feinsinnig auf die Bilder abgestimmt ist – ein reizendes Geschenkbändchen für alle Freunde von Agnes Günthers weltberühmtem Roman. – Ein illustrierter Führer durch *Bad Wimpfen* (Joh. Hörning, Heidelberg, DM 1.60) vermittelt in Wort und Bild ein lebensvolles Bild dieser alten Stauferstadt am Neckar. Reinhold Bührlen schreibt die wechselvolle Geschichte der Stadt, und in einem Anhang erfährt der Besucher alle wichtigen Informationen, die er braucht. – Der ehemalige Neuffener Pfarrer Gotthold Hezel hat im Auftrag der Stadtverwaltung mit *Neuffen und Hohenneuffen* einen Führer durch Landschaft und Stadt in Vergangenheit und Gegenwart geschaffen, der den Gang der Geschichte von der grauen Vorzeit bis in unsere Tage aufzeigt.

Albert Gaub, der frühere Ephorus des Seminars Blaubeuren, gibt in einem mit schönen Aufnahmen ausgestatteten Büchlein *Kloster Blaubeuren* (Deutscher Fachbuchverlag, Stuttgart, DM 2.50) eine lebendige Darstellung

der Geschichte des Klosters und der Klosterschule und eine Beschreibung seiner Kunstschatze, besonders des berühmten Hochaltars von Gregor Erhart. – *Kloster Maulbronn* (Stieglitz Verlag, Mühlacker) beschreibt Werner R. Deusch, 9 hervorragende Aufnahmen hat Ludwig Windstosser beigezeichnet. – *Die Stiftskirche zu Herrenberg* (DM 3.75) ist ein Gemeinschaftswerk von Pfarrer Erich Haage und Baurat Dr. Hans Koepf: Haage führt den Leser auf einem besinnlichen Rundgang durch die Stadt, Koepf würdigt die Kirche und ihre Ausstattung in ihrer kunstgeschichtlichen Bedeutung, wobei besonders das Chorgestühl und der heute in der Württ. Staatsgalerie Stuttgart befindliche Herrenberger Altar des Jörg Ratgeb hervorgehoben sind. – Eine liebevolle Beschreibung der *Oberhofenkirche zu Göppingen* (Silberburgverlag Stuttgart, DM 1.50) liefert der frühere Pfarrer dieser Kirche, Eugen Jäckh. Er weist nach, daß sie auf eine alte Martinskirche, die Urkirche des Filsgaus, im frühen Mittelalter zurückgeht. O. Rühle

Hermann Noelle, Der Wall der tausend Türme. Silberburg-Verlag Stuttgart, Leinen DM 14.80.

Ein Roman um den Limes, den alten römisch-germanischen Grenzwall, der sich über eine Länge von 500 Kilometern von der Donau über den Main zum Rhein hinzieht und sich bis zum heutigen Tag genau verfolgen läßt. Er war zur Römerzeit eine Art Zonengrenze, mit der eine fremde Macht ein Land brutal zerteilte; was das bedeutet, können wir Heutigen, die der eiserne Vorhang von unseren Brüdern und Schwestern im Osten trennt, ermessen. Noelle ist den Spuren des Limes nachgewandert, hat gesucht und geforscht und bringt im historischen Roman einem breiteren Leserkreis die Ergebnisse der neuen Forschungen nahe. Grundthema ist die Auseinandersetzung zwischen Germanen und Römern; wir hören vom Sturm der Germanen auf den Limes, erleben eine Reiterschlacht beim heutigen Cannstatt und Kämpfe auf der Römerstraße, die über Pforzheim durch den Schwarzwald zum Rhein führt. Es ist dem Erzähler gelungen, eine alte große Zeit mit ihrem Denken, Fühlen und Handeln lebendig vor das Auge des Lesers zu stellen. Das Buch eignet sich gleicherweise für Erwachsene wie für die reifere Jugend. O. Rühle

Franz Schrode, Der Malefizschenk und die schöne Viktor. Aegis-Verlag, Ulm. DM 9.80.

Reichsgraf Franz Ludwig Schenk von Kastell (1736–1821) in Oberdisingen ging dem Spitzbubenwesen, das in dem Land zwischen Bodensee, Leck und Main in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts üppig wucherte, tatkräftig zuleibe. Urkundlich bestätigte Tatsachen sind mit einer spannenden Liebesgeschichte verwoben zu einem kulturgeschichtlichen Bild jener Epoche unserer Landesgeschichte, da die politische Zerrissenheit sich besonders unheilvoll auswirkte. O. Rühle

Wilhelm Straub, Sagen des Schwarzwalds. Konkordia-Verlag, Bühl.

Der Sammler dieser Sagen schreibt im Nachwort: „Sagen können zu besinnlichen Stunden führen, in denen der Mensch seine Seele wieder entdedt und sie freilegt von den überlagernden Schichten des Materiellen, des ökonomisch Nützlichen und des einseitig Rationalen.“ Und wahrlich – er hat Recht. Sagen rufen im Menschen das Gespür dafür wach, daß es über allem Greif- und Meß- und Wägbaren eine höhere, geistig-seelische Wirklichkeit gibt. So ist es der Sinn des Buches, aus den Schwarzwaldsagen die Seele des Schwarzwälders sprechen zu lassen. Die Sagen sollen wieder lebendig werden im Volk, sie sollen von Geschlecht zu Geschlecht weitererzählt werden. Gegen 250 Sagen sind in Straubs Sammlung niedergelegt; dabei sind alle Landschaften des Schwarzwalds

berücksichtigt und die verschiedensten Sagen­gruppen vertreten: Teufels- und Hexen-, Gespenster- und Schatzsagen und viele andere. Das Buch kann Alt und Jung wärmstens empfohlen werden. – Eine gute Ergänzung zu den Schwarzwaldsagen bildet das *Sagenbuch aus dem Donauegland um Tuttlingen* (Tuttlinger Heimatblätter Heft 13/14, DM 3.–), in dem Josef Zapf bekannte und weniger bekannte Sagen in eine dem heutigen Menschen gemäße Form gebracht hat. Xaver Bucher hat wohl­gelungene Zeichnungen beige­steuert. O. Rühle

Christoph Martin Wieland, Geschichte der Abderiten. Reclam-Verlag Stuttgart, Leinen DM 6.80.

Wielands „Abderiten“ gehören zu den wenigen klassischen Satiren der Weltliteratur. In köstlichen Bildern zeichnet der Dichter die Zustände in Abdera, dem Schilda der griechischen Antike. Natürlich wollte er damit den philiströsen Bürger seiner Zeit treffen; aber die Spießbürger sind auch in unserer Gegenwart noch nicht ausgestorben und so ist Wielands Roman ganz unmittelbar aktuell. Es ist ein Verdienst des altbekannten Verlags Reclam, daß er dieses Meisterwerk heiterer Erzählkunst der Vergessenheit entrissen hat. Karl Hans Bühner weist in einem feinsinnigen Nachwort dem Dichter der Abderiten seinen geistigen Standort an. O. Rühle

Carl R. Bertsch, Columbiade. K. Thienemanns Verlag, Stuttgart, DM 8.90.

„Eine moderne Piratenkomödie“ nennt Bertsch, auf den die literarische Welt schon durch seinen Roman „Das Gerücht“ aufmerksam geworden ist, seine Erzählung, von der man wünschen möchte, daß sie recht viele junge Menschen lesen. Das lockende Abenteuer einer Seefahrt bietet den äußeren Rahmen des Geschehens, im Grunde geht es aber um die Frage, ob an den Irrwegen der jungen Menschen nicht in erster Linie das Unverständnis der Erwachsenen schuld ist, die vergessen haben, daß sie in ihrer Jugend auch mancherlei Streiche ausgeführt haben. Erst dadurch, daß ein erfahrener Seemann dem jungen Ausreißer menschliches Verstehen entgegenbringt, lösen sich alle Wirrnisse und Verwicklungen zum Guten. O. Rühle

Jan Herchenröder, Blumen – wann und wie, hrsg. von René Conrath, Schuler Verlagsges. Stuttgart, DM 11.80. Das reizend mit vielen Farbbildern ausgestattete Buch plaudert in herzerfrischender Lebendigkeit über die Bedeutung der Blumen im menschlichen Leben vom Altertum bis zur Gegenwart und über die Kunst, die „Sprache der Blumen“ zum richtigen Zeitpunkt und in der richtigen Weise zu verwenden. Auch über Blumenpflege erfahren wir manches Interessante; ein willkommenes Geschenk für jeden Blumenfreund. O. Rühle

Katalog der Staatsgalerie Stuttgart. Herausgegeben vom Stuttgarter Galerieverein 1957. Bearbeitet von Bruno Bushart, unter Mitarbeit von Othmar Metzger, Theodor Musper, Erwin Petermann und Max Schefold. 341 S. und 96 Tafeln. W. Kohlhammer, Stuttgart.

Nach mehr als einem Vierteljahrhundert erschien hier erstmals wieder eine dringend notwendig gewordene, begrüßenswerte Katalogisierung dieser wichtigen südwestdeutschen Gemäldegalerie. Aufgeführt sind alle Gemälde, die in Stuttgart hängen, sowie diejenigen, die (nach Ausbau der Stuttgarter Galerie) dort und in der Galerie Schloß Ludwigsburg hängen werden. Dabei wurde (ohne nähere zeitliche oder sachliche Unterteilung) einer alphabetischen Reihenfolge nach Meisternamen der Vorzug gegeben; das macht diesen Katalog – im vorteilhaften Gegensatz zu denen zahlreicher anderer Museen – unabhängig von jeder, wie auch immer gearteten, manchmal wohl wechselnden, heute auch noch gar nicht immer

bestimmbaren zukünftigen örtlichen oder räumlichen Anordnung und erhöht damit seine Benutzbarkeit. – Unter den einzelnen Meisternamen sind einige Lebensdaten angegeben, die technischen Daten zu den Gemälden werden durch die Namen der Vorbesitzer, das Jahr des Erwerbs oder der leihweisen Übernahme und wertvolle Literaturangaben ergänzt. Im Abbildungsteil begrüßt der Benutzer bei einer Reihe von Bildern Ausschnitte statt der, für das kleine Format des Kataloges oft wenig geeigneten Wiedergabe des Gesamtbildes. – Gerade die Übersichtlichkeit dieses Bändchens spiegelt die in einer kurzen Darstellung dem Katalog einleitend vorangestellte Entstehungsgeschichte dieses Museums wider, läßt aber auch die zahlreichen schmerzlichen Lücken im Bestand der Stuttgarter Galerie fühlen. J. Schmidt

Eine kleine Kalenderauswahl für 1959

Kalender sind gute Begleiter des Menschen durch das Jahr. Die Zahl der angebotenen Kalender wächst ständig. Wir empfehlen aus der Fülle den *Großen Ski- und Bergkalender* des Verlags Stähle u. Friedel (DM 4.80), der in Text und Bildern von Walter Pause trefflich gestaltet ist. Auf 36 Bildtafeln wird die alpine Landschaft im Wandel der Jahreszeiten dargestellt; heitere und besinnliche Plaudereien sowie nützliche Ratschläge für den Skiläufer und Alpinisten ergänzen den Text. – Der *Blumenkalender* (Stähle u. Friedel, DM 3.95) bietet einen farbenprächtigen Gang durch das Wunderreich der Blumen; 13 Kunstblätter aus der Meisterhand von Prof. Otto Ludwig Kunz erfreuen den Blumenfreund. – In dem *Kunstkalender Maler und Heimat* (Stähle u. Friedel, DM 4.30), der auf 13 farbigen Kunstblättern Bilder aus dem Besitz des Kunsthauses Bühler in Stuttgart wiedergibt, begegnen wir Motiven aus unserer deutschen Heimat, die von bekannten Künstlern ausdrucksvoll gestaltet sind. – Der *Kohlhammer Kunstkalender* (DM 6.50) bringt wiederum 27 sorgfältig ausgewählte Meisterwerke der Kunst vom 4. bis 20. Jahrhundert, vom ravnatischen Mosaik und der ottonischen Buchmalerei über Frühmittelalter und Renaissance bis zur Romantik und der unmittelbaren Gegenwart – wirklich ein Querschnitt durch die abendländische Kunst in hervorragend gedruckten Farbbildern. – Der *Bodensee-Kalender* des Seehasen-Verlags Konstanz (DM 4.–) vereinigt 25 prachtvolle Landschaftsbilder vom See und seiner Umgebung von verschiedenen Meisterphotographen, die es verstanden haben, die Atmosphäre unseres schwäbischen Meeres zu jeder Jahreszeit einzufangen. – Die Württ. Landessparkasse hat wiederum ihren kleinen *Heimatkalender Schwäbisches Land* herausgebracht, der schöne Heimatbilder in guten Abbildungen mit vortrefflichen Erläuterungen, dazu etliche schöne Aufsätze, so über Königin Katharina, Schubart, Schiller und den Hohenstaufen enthält (nur die Angaben über den Ursprung der Hohenstaufen sind unzutreffend).

Neben diesen Bildkalendern, die besonders das Auge erfreuen, dürfen die Lesekalender nicht vergessen werden, die für besinnliche Stunden bestimmt sind. Der *Schwäbische Heimatkalender* (Kohlhammer Stuttgart, DM 1.40), im 70. Jahrgang wie alljährlich von Hans Reyhing herausgegeben, vereinigt ernste und heitere Geschichten, Gedichte und Bilder, Ratschläge und Marktverzeichnis zu einem Ganzen von herzerfrischender Volkstümlichkeit; mit diesem Kalender kann Alt und Jung getrost den Weg ins neue Jahr antreten. Dasselbe gilt für *Des Labrer Hinkenden Boten historischen Kalender für den Bürger und Landmann* (Schauenburg/Lahr, DM 1.50), der im 159. Jahrgang vorliegt; besonders die „Weltbegebenheiten“ mit gelungenen Karikaturen sind hervorzuheben. O. Rühle

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenstraße 15/1, IV. Stock · Geschäftszeit 8–16.30 Uhr (samstags geschlossen)

Fernruf 24 13 98 · Postscheckkonto Stuttgart 30 27 · Girokonto Städt. Girokasse Stuttgart 164 30

Vom Deutschen Heimatbund

Der Deutsche Heimatbund, in dem die einzelnen Landesvereine für Heimatschutz und Heimatpflege zusammengeschlossen sind, hat beim Tag der deutschen Heimatpflege in Saarbrücken am 12. September 1958 nach dem Tode des bisherigen Vorsitzenden Minister Dr. Arnold den früheren rheinländischen Finanzminister Dr. Flecken einstimmig zum Vorsitzenden gewählt. Als Geschäftsführer wurde Landesverwaltungsrat Dr. Kornfeld bestätigt. Die Geschäftsstelle des Deutschen Heimatbundes befindet sich in Neuß, Kanalstr. 75.

Auf dem „Tag der deutschen Heimatpflege“ wurden folgende Entschlüsse gefaßt und den berufenen Stellen und Abgeordneten des Bundes sowie der Länder zur Kenntnis gebracht.

Gewässerschutz

Der Deutsche Heimatbund hat am „Tag der deutschen Heimatpflege“ in Saarbrücken die Gefahren aus der Verschmutzung des Wassers behandelt. Er stimmt überein mit der Entschlußung, die die Vereinigung „Deutscher Gewässerschutz“ auf ihrer Mitgliederversammlung am 27. 10. 1957 gefaßt hat. Der Deutsche Heimatbund übernimmt die Forderung der Vereinigung mit folgendem Wortlaut:

- a) Die Beseitigung der Zuständigkeits-Streitigkeiten zwischen den Bundesressorts, die nur hemmend und nicht fördernd wirken. Hier hat der Satz „Konkurrenz hebt die Wirtschaft“ keine Gültigkeit.
- b) Die Herstellung eines echten und guten Einvernehmens zwischen Bund und Ländern, denn das Wasser hält sich nicht an politische Grenzen.
- c) Die baldige und sinnvolle Ergänzung und Vollendung des mit dem Bundeswasserhaushaltsgesetz begonnenen neuen deutschen Wasserrechtes.
- d) Eine wirklich fühlbare und erfolgreiche finanzielle Förderung wichtiger wasserwirtschaftlicher Maßnahmen, insbesondere derjenigen für den Gewässerschutz, durch Bereitstellung ausreichender Mittel zu tragbaren Bedingungen aus dem ERP-Sondervermögen in den Haushalten des Bundes und der Länder.
- e) Diese Forderung muß endlich der Bedeutung der Wasserwirtschaft als einer der wichtigsten Grund-

lagen des Lebens und jeder wirtschaftlichen Betätigung gerecht werden.

Der DHB bittet dringend alle Abgeordneten des Bundes und der Länder, die Gesetzgebung zu beschleunigen, damit endlich praktische Maßnahmen durchgeführt werden.

Staubschäden

Der Deutsche Heimatbund hat sich auf seiner Jahreshauptversammlung in Saarbrücken gelegentlich des „Tages der deutschen Heimatpflege“ mit den Gefahren eingehend befaßt, die aus der ständig zunehmenden Verschmutzung der Luft (Staub, Ruß, Abgase, Rauch und andere Ausscheidungen) entstehen. Sie sind eine unerträgliche Bedrohung der Volksgesundheit. Ihre Abstellung ist sittliche Pflicht der Urheber. Der Deutsche Heimatbund fordert deshalb baldigen Erlaß wirksamer Gesetze, die durchgreifende Maßnahmen zur Beseitigung dieser bedrohlichen Mißstände ermöglichen und eine ständige Überwachung sichern.

Darüber hinaus erwartet der Deutsche Heimatbund von der Bundesregierung, daß sie mit den Nachbarländern entsprechende Regelungen vereinbart.

Der Bauernhof

Der Deutsche Heimatbund bringt seine tiefe Beunruhigung darüber zum Ausdruck, daß durch die Technisierung und die neuen Wirtschaftsnotwendigkeiten die älteren, landschaftsgebundenen Bauernhöfe in immer rascherer Folge verschwinden oder durch Umbau in ihrem baugeschichtlichen Charakter entwertet werden. Bei allem Verständnis für die weitgehende Zwangsläufigkeit dieser Entwicklung müssen aus dieser Tatsache Folgerungen gezogen und Forderungen gestellt werden.

1. Die geschichtliche Erforschung und die wissenschaftliche Darstellung der Bauernhöfe muß koordiniert und durch entsprechend reichliche öffentliche Mittel intensiviert werden, solange dies am Objekt noch möglich ist. Auf die vorbildliche Tätigkeit der Schweiz auf diesem Gebiet wird hingewiesen.
2. Es muß dafür Sorge getragen werden, daß über das ganze Bundesgebiet hin eine genügende Anzahl von Höfen von entsprechender Aussagekraft als Bau- und Lebensdenkmäler des alten Bauerntums an Ort und Stelle erhalten bleibt. Die Höfe müssen in öffentlichen

Besitz übergehen und eine für ihre neue Aufgabe geeignete Verwendung finden. Auch die Freilichtmuseen sind nach internationaler Überzeugung als Mittel zur Erhaltung alter bäuerlichen Bauten geeignet und sollten entsprechend großzügige Förderung erfahren.

3. Die für das Bild der Heimat verantwortungsvolle Neugestaltung des Bauernhofes befindet sich vielfach noch im Stadium des Versuches. Baldige größere Klarheit wäre zu wünschen. Der Deutsche Heimatbund ist bereit, durch ein Gremium von berufenen Fachleuten auch seinerseits bei der Entwicklung der neuen Formen mitzuwirken.

Baut die Limburger Autobahn-Brücke wieder auf!

Auf dem „Tag der deutschen Heimatpflege“ in Saarbrücken faßten die im Deutschen Heimatbund zusammengeschlossenen Landesverbände einstimmig folgende EntschlieÙung:

Die bei Kriegsende zerstörte Autobahn-Brücke von Paul Bonatz über das Lahntal bei Limburg, ehemals ein Meisterwerk der Brückenbaukunst von höchstem Rang, soll dem Vernehmen nach aus wirtschaftlichen Erwägungen mit Vollwandträgern auf dünnen Stahlstützen wieder aufgebaut werden. Damit würde die Behelfsform, zu der man sich im wirtschaftlichen Notstand nach dem Kriege nur unter Zurückstellung stärkster Bedenken entschließen konnte, in eine endgültige verwandelt und der gegenwärtige höchst unbefriedigende Zustand im Prinzip verewigt werden. Der Deutsche Heimatbund richtet an die verantwortlichen Stellen des Bundes und der Autobahn-Bauverwaltung den dringenden Appell, die Brücke in ihrer charaktervollen alten Form wiederherzustellen und so den einmaligen Aufbau und Zusammenklang von Wasser, Fels, Dom und Stadt als ein bewunderungswürdiges Beispiel verantwortungsvoller Bau- und Landschaftsgestaltung zu erhalten.

Heimatbund und Südtirol

Unter bewährter Führung haben wir im vorigen Jahr vier und in diesem zwei Studienfahrten nach Südtirol durchgeführt. Wir haben eine Reihe kultureller Beziehungen dieses schönen Landes zu unserer Heimat verfolgt und dabei vor allem das treue Festhalten unserer Südtiroler Landsleute an ihrem Volkstum kennengelernt. Obwohl der deutsche Reisende aus dem Umstand, daß wieder deutsche Bezeichnungen zugelassen sind, leicht den Schluß zieht, daß nun alles im Zeichen der Gleichberechtigung in bester Ordnung sei, müssen wir uns darüber klar sein, daß ein systematisch stiller Kampf um die Erzielung einer italienischen Mehrheit unentwegt fortgesetzt wird. Das Kernproblem ist die Industrialisierung Bozens. Wir können an dieser Stelle die einzelnen Faktoren dieser Politik nicht darlegen.

Wir können auch als unpolitischer Verein für Heimatpflege leider nicht die große Aufgabe der Erhaltung dieses tapferen Deutschtums auf unsere Schulter nehmen; wir sind dem neugegründeten „Kulturwerk Südtirol“ (Ludwigsburg, Thunerstr. 30), das für die Unterstützung aller kulturellen Erwartungen der deutschen Volkstumpflege in Südtirol berufen ist, beigetreten.

Wir werden im Programm des nächsten Jahres, nachdem zahlreiche Mitglieder Südtirol und seine Kulturschätze kennengelernt haben, diese Fahrten nicht wieder aufnehmen, nicht etwa, weil unser Interesse an diesem brennenden Anliegen nun gesättigt wäre, sondern weil es nun die Aufgabe der einzelnen ist, diese Anteilnahme weiterzutragen und für den verständnisvollen Besuch dieses Landes zu werben.

Wir dürfen uns auch nicht mit dem Gedanken begnügen, daß eine Reise von einigen Tagen, bei der wir nur Schönes vorfinden und genießen, ein Opfer für bedrohtes deutsches Volkstum sei; dazu gehört schon etwas mehr. Wir

weisen daher alle unsere Freunde darauf hin, dem Kulturwerk Südtirol die Mittel zu spenden, die es zur Erfüllung seiner vielseitigen Aufgaben benötigt.

Darüber hinaus bitten wir daran zu denken, daß der stärkste Halt in einem solchen Kampf das deutsche Wort ist. Wir bitten alle Mitglieder und Freunde, Ihre Bücherschränke darauf durchzusehen, was sie, nicht zuletzt für die heranwachsende Generation, an geeignetem Lesestoff hergeben können. Denken Sie sich dabei in die Verhältnisse und Voraussetzungen hinein: wir brauchen nicht bedenklich zu sein, wenn neben ernster Literatur auch etwas Abenteuerliches mitkommt, aber wir wollen uns nicht mit seichter Ware und Abfall blamieren! Das Gute ist dabei gerade wichtig.

Stellen Sie solche Bücherspenden zusammen, sowie Sie dieses Heft gelesen haben, damit der gute Vorsatz nicht in Vergessenheit gerät! Besinnen Sie sich selbst, was Sie sonst aus eigener Kraft beisteuern können, beispielsweise, ob Sie für eine gewisse Zeit einem Südtiroler einen Aufenthalt in Deutschland in einem geeigneten Hause vermitteln können; in dem allem wird Sie an unserer Stelle das Kulturwerk Südtirol beraten.

Und schließlich vergessen Sie nie, allen dorthin Reisenden klar zu machen, wie man sich bei diesen freundlichen Wirten verhalten soll, die unter so ernsten Verhältnissen als Deutsche leben. Dazu zum Schluß noch ein heiteres Wort: Bei unserer letzten Südtirolfahrt fragten wir zum Abschied die Resi im „Eppaner Hof“, ob wir auch nicht zu viel Mühe gemacht hätten, und erhielten die treuerzige Antwort: „Oh nein, – da gab's andere, die viel ekelhafter waren“. Es war als Lob gemeint, sonst würden wir es nicht hier erwähnen. Aber helft alle mit, daß die andere Sorte auch als Minderheit möglichst selten auffällt!

W. K.

Vorschau auf die Studienfahrten im Sommerhalbjahr 1959

Der Schwäbische Heimatbund wird auch im Jahr 1959 von Stuttgart aus eine große Zahl von Studien- und Lehrfahrten unter wissenschaftlicher Führung durchführen, die grundsätzlich den Mitgliedern und Freunden des Bundes im ganzen Lande offenstehen. Der Vorstand legt auf die Pflege des Fahrtenwesens als eines besonderen Faktors des Vereinslebens größten Wert. Auf einmütigen Beschluß soll dabei von Fahrten, deren Themen außerhalb der Beziehungen zu unserem eigentlichen Arbeitsgebiet liegen, bis auf Ausnahmefälle abgesehen werden.

In geschäftlicher Hinsicht wurde beschlossen, daß bei den Fahrten, – die, soweit nichts anderes bekanntgegeben wird, in Omnibussen stattfinden – zur Verhütung „wilder Anmeldungen“, die kurz vor Fahrtbeginn zurückgezogen wurden, und zur Vermeidung unzumutbarer Geschäftsunkosten, für die Sitzplatzordnung nicht mehr das Datum der Anmeldung, sondern das der Einzahlung der Teilnehmergebühr maßgebend sein muß.

Bei Zurückziehung einer Anmeldung, die bis spätestens zwei Wochen vor Fahrtbeginn möglich ist, werden 10 % der Teilnehmergebühr für Geschäftsunkosten einbehalten; wer bis zu diesem Zeitpunkt seine Teilnehmergebühr nicht eingezahlt hat, verliert seinen Anspruch auf einen Platz. Wir bitten unsere Mitglieder um freundliches Verständnis für diese Regelung, die in Anbetracht der in diesem Jahre gemachten Erfahrungen grundsätzlich als nötig erkannt werden mußte.

Die vorstehenden Grundsätze wurden vom Landesbeirat in der Sitzung am 22. November gutgeheißen; ebenso halten die Vertrauensleute der Ortsgruppen grundsätzlich eine Neufassung der Satzung für erforderlich, die in nächster Zeit weiter vorbereitet werden soll.

Wir bitten Sie, sich an Hand der nachfolgenden Vorschau einen Überblick über die Fahrten des Sommerhalbjahrs 1959 zu machen und schon jetzt die Termine der für Sie in Frage kommenden Fahrten vormerken zu wollen. Genaue Fahrtstreckenbeschreibungen und Erläuterungen nebst Angabe der Teilnehmergebühren folgen in Heft 1/1959.

Sonntag, 5. April: Böblingen und Sindelfingen.

Sonntag, 12. April: Rottenburg und Umgebung mit Führung von W. Baur und Dr. Dr. G. Merkle.

Sonntag, 19. April: Kirchen, Schlösser und Burgen zwischen Stuttgart und Heilbronn mit Führung von Dr. A. Schahl.

Samstag und Sonntag, 25. und 26. April: Das Ries mit Führung von Archivrat K. Schumm.

Freitag bis Sonntag, 1.–3. Mai: Von Neufchatel zum Elsässer Belchen (mit Mömpelgard) mit Führung von Univ.Prof. Dr. H. Hölder.

Samstag, 9. Mai: Herrenberg mit Pflanzenschutzgebiet Grafenberg (halbtägig).

Sonntag, 10. Mai: Eschachtal usw. mit Führung von W. Baur.

Donnerstag (Fronleichnam), 28. Mai: Balinger Berge und obere Donau mit Führung von Dr. O. Rathfelder.

Samstag, 30. Mai: Neckartailfingen und Arboretum Grafenberg (halbtägig).

Sonntag, 31. Mai: Heubach, Rosenstein und Umgebung mit Führung von Forstmeister Weiß.

Samstag und Sonntag, 6. und 7. Juni: Zwischen Brenz und Donau mit Führung von Dr. N. Lieb, Augsburg.

Samstag und Sonntag, 13. und 14. Juni: Neue Kirchen im Raum von Basel und Ronchamp mit Führung von Dr. Dr. G. Merkle.

Mittwoch, 17. Juni (Tag der deutschen Einheit): Steinhilber Becken und Wental mit Führung von Dr. O. Rathfelder.

Samstag, 20. Juni: Weilheim u. T. mit Limburg (halbtägig).

Sonntag, 21. Juni: Vellberg, Tannenburg und Crailsheim mit Führung von Archivrat K. Schumm.

Samstag, 27. Juni, bis Mittwoch, 1. Juli: Graubünden mit Führung von Dr. Graf Adelman von Adelmansfelden und Dr. O. Rathfelder.

Samstag und Sonntag, 4. und 5. Juli: Dominikus Zimmermann mit Führung von Landeskonservator W. Genzmer.

Samstag, 11. Juli: Waiblingen (halbtägig).

Sonntag, 12. Juli: Uracher und Kirchheimer Vulkangebiet mit Führung von Univ.Prof. Dr. H. Hölder.

Samstag, 18. Juli: Besuch von Gärtringen (halbtägig).

Sonntag, 19. Juli: Ensmahd usw. mit Führung von W. Baur.

Samstag und Sonntag, 4. und 5. September: Hegau und Randen mit Führung von Dr. J. Stemmer.

Samstag und Sonntag, 12. und 13. September: Romantische Zentralbauten der Taubergegend mit Führung von Dr. Graf Adelman von Adelmansfelden.

Samstag, 19. September, bis Mittwoch, 23. September: Bayrischer Wald mit Führung von L. Rueß.

Samstag und Sonntag, 26. und 27. September: Albrand- und -hochflächenfahrt von Heidenheim bis Balingen mit Führung von Dr. Franz Trautwein.

Samstag und Sonntag, 3. und 4. Oktober: Fränkischer Jura.

Sonntag, 10. Oktober: Kirchen, Burgen und Schlösser zwischen Heilbronn und Heidelberg mit Führung von Dr. A. Schahl.

Pfingsttage in Ochsenhausen

Die Pfingsttage in Ochsenhausen vom 16. bis 18. Mai 1959 sollen ausschließlich bayrisch Schwaben gewidmet sein und werden somit den Mitgliedern einen weiteren Teil des schwäbischen Landes südlich der Donau nach Natur und Landschaft, Volkstum, Kunst und Kultur erschließen. Der wohlbekannte Heimatpfleger von bayrisch Schwaben Dr. Dr. Alfred Weitnauer wird dabei maßgeblich mitwirken. Das genaue Programm folgt in Heft 1/1959.

Schwarzwald-Tage

Die Ferienwoche des Jahres 1959 wird vom 25. bis 31. Juli in Nagold durchgeführt werden. Es stehen hierfür Gasthaus- und Privatquartiere sowie eine preiswerte Sammelunterkunft (mit Verpflegung) zur Verfügung. Durch Vorträge und Fahrten sollen die Teilnehmer den mittleren Schwarzwald, etwa zwischen Alpirsbach und Wildbad, näher kennenlernen, wobei namhafte Heimatforscher für eine umfassend heimatkundliche Betrachtungsweise sorgen werden. Das ganze Programm folgt in Heft 1/1959.

50jähriges Jubiläum

Schon heute weisen wir darauf hin, daß wir im Rahmen unserer Veranstaltungen am 30. und 31. Mai 1959 das 50jährige Bestehen unseres Vereins in Ludwigsburg feiern werden. Dank dem Entgegenkommen des Herrn Oberbürgermeisters Dr. Frank werden wir in würdigen historischen Räumen am Samstagvormittag einen Festakt und abends ein Konzert, außerdem neben fachlichen Vorträgen Führungsmöglichkeiten durch die Schau „Blühendes Barock“ und „Ludwigsburger Porzellan“ bieten können.

Die Teilnehmer werden mit den Gästen vom Deutschen Heimatbund, der seine Vorstandssitzung auf diese Tage in unsere Heimat legen wird, am Sonntag, 31. Mai 1959, Gelegenheit zu Fahrten ins Unterland nach besonderer Mitteilung erhalten.

Zwecks rechtzeitiger Übersicht über den Raumbedarf bitten wir möglichst frühzeitig um Ankündigung, wer seine Teilnahme in Aussicht stellt, und zwar auch von den Mitgliedern, die zur Übernachtung zwischen den einzelnen Tagen an den Wohnsitz zurückfahren können.

Übernachtungswünsche bitten wir, zur Unterrichtung des Städt. Quartieramts, uns möglichst frühzeitig anzukündigen; sie werden zu gegebener Zeit noch besonders bestätigt werden.

Anfragen der Geschäftsstelle

Der Vorstand erwägt, zur Ergänzung des 1935 erschienen Inhaltsverzeichnisses der Veröffentlichungen unseres Bundes von 1909 bis 1934 ein von Postdirektor a. D. Dreher ausgearbeitetes Inhaltsverzeichnis der Schwäbischen Heimatbücher 1936-1941 und 1949 in Druck zu geben. Es würde interessierten Mitgliedern allenfalls kostenlos, gegen Ersatz der Porto- und Verpackungskosten, geliefert werden. Wir bitten, vorläufig unverbindlich mitzuteilen, wer ein solches zusätzliches Verzeichnis zu besitzen wünscht.

Nach dem Tod unseres verehrten Herrn Schmückle ist die Funktion des Gegenrechners für unseren Jahresabschluß neu zu vergeben. Für freiwillige Meldungen aus dem Mitgliederkreise sind wir dankbar.

Hohenstaufenfahrten nach Süditalien?

Auf einer Südtirolfahrt kamen die Teilnehmer überein, in ihrer Begeisterung mit einer Eingabe von 40 Unterschriften die Durchführung einer Fahrt nach Sizilien auf den Spuren der Hohenstaufen vorzuschlagen. Wir mußten ihnen den Bescheid geben, daß so weitreichende Pläne allein wegen der technischen Probleme der Vorbereitung und Unterbringung nicht unter Verantwortung des Vereins geplant und durchgeführt werden können. Um die Unterzeichner nicht ganz zu enttäuschen, haben wir angeboten, uns bei einem für diese Fahrten eingearbeiteten Reisebüro für eine von diesem durchzuführende Gemeinschaftsreise zu bemühen; um keinen Interessenten zu übergehen, geben wir davon allgemein Kenntnis und bitten, uns gegebenenfalls unverzüglich nach Erscheinen dieses Heftes mitzuteilen, wer sich für das Angebot des Reisebüros (Apulien-Sizilien) interessiert, evtl. außer den relativ übersetzten Osterferien noch für einen anderen Termin im Frühjahr. Alle weiteren Einzelheiten überschreiten unsere Vereinsaufgabe und wären nach dem entsprechenden Angebot mit dem Reisebüro zu klären.

Günstige Ferien-Angebote für Mitglieder

Unser Mitglied und langjähriger Fahrtenbetreuer, Herr J. Kurbatow, Intern. Reisebüro Stuttgart-Möhringen, hat uns darauf hingewiesen, daß er Mitgliedern des Schwäb. Heimatbundes in seinen Vertragshotels besonders preisgünstige Ferienaufenthalte vermitteln kann. Zugleich weist er auf sein Angebot von Fahrten, die außerhalb unseres Aufgabenkreises liegen. Wer Interesse hat, möge sich unmittelbar an Herrn Kurbatow wenden.